

Kurzgefasste
Geschichte der deutschen Literatur

für estnische Mittelschulen

Lühike saksa kirjanduslugu

Eesti keskkoolidele

ELISABETH SELL

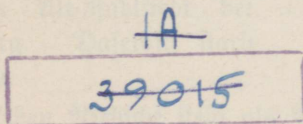
Treffneri gümnaasiumi õpetaja

III jagu

Olevik ja balti kirjandus

2. vihk

(1. vihu järg)



K./Ü. „LOODUS“, Tartus, 1926

K./Ü. „Loodus’e“ korrektor M. Bekker

Est-A

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

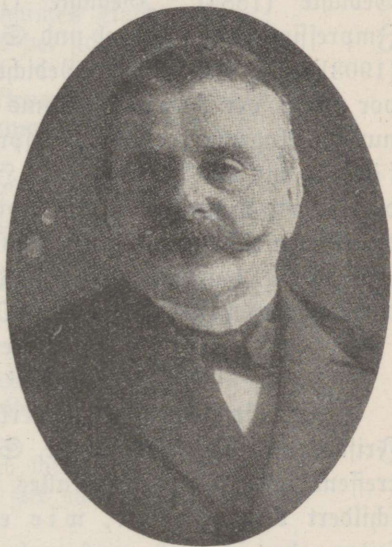
16 169

§ 12. Der Naturalismus.

(Fortsetzung.)

Detlev Baron von Eilencron (1844—1909).

Detlev v. Eilencron, geb. 1844 zu Kiel, trat in das preußische Heer ein, nahm an den Feldzügen gegen Österreich und Frankreich teil, wurde mehrmals verwundet, nahm seinen Abschied, ging auf kurze Zeit nach Amerika, kehrte zurück, bildete sich dann für den preußischen Zivildienst aus und wurde Deichhauptmann auf der Insel Pellworm und in Kellinghusen. Seit 1887 lebte er ausschließlich seinen Dichtungen. Seinen Wohnsitz, den er seitdem oft wechselte (München, Hamburg, Altona) nahm er zuletzt in Alt-Rahlstedt bei Hamburg. Dasselbst starb er 1909.



Neben Nietzsche steht als Begründer der modernen deutschen Lyrik Eilencron. Doch wurzelt Eilencrons Genius nicht im Philosophischen, sondern ganz in einer naiven, von Gesundheit strotzenden Sinnlichkeit. Den Stoff zu seinen Dichtungen nimmt er aus den Erscheinungen der nächsten

Umwelt, die als Augenblicksbilder in überwältigender Fülle aneinandergereiht werden. Stürmische Ritte über Dünen und Heide, Soldatendienst und kriegerische Abenteuer, zärtliche Werbungen um schöne Damen und dralle Bauermädchen, alles dieses wird dem Alltag jubelnd entrissen und idealisiert besungen. Zwar verirrt sich sein Frohsinn zuweilen ins Burschikose, seine Liebeslust ins Grobstoffliche, aber des Dichters warmblütige Vollnatur steigt immer wieder aus den Niederungen trüber Instinkte in die reine, klare Höhenluft geläuterter Lebensfreude auf.

Es sind von Viliencron verschiedene Gedichtsammlungen erschienen. Naturalistisch sind: „Adjutantenritte und andere Gedichte“ (1884), „Gedichte“ (1889), „Heidegänger“ (1891). Impressionistisch: „Nebel und Sonne“ (1900), „Bunte Beute“ (1903). An dem kleinen Gedicht „Die Musik kommt“ läßt sich vor allem der Impressionismus studieren: Der Dichter gibt nur den Augenblick wieder; er spricht aus, was in sein Auge fällt, wie die Musiker, der „Herre Hauptmann“ „und dann die Herren Leutnants“ „und dann die Grenadiere“ „und dann die kleinen Mädchen“, und was in sein Gehör fällt, „Kling-kling, bumbum und tschingbada“, und sobald der Eindruck verschwindet, schweigt auch der Dichter:

„Zog da ein bunter Schmetterling
Tschingtsching bum um die Ecke.“

Auch in seinen Prosawerken zeigt er diese urwüchsige Frische, und sie geben Dinge, Stimmungen und Ereignisse so treffend wieder, daß man alles vor sich zu sehen glaubt. Er schildert das Leben, wie es ist, auch seine Schattenseiten, aber in alles, was er beobachtet hat, legt er warmen dichterischen Gehalt, und seine Lebensfreude bricht immer wieder hell hervor. Von erzählender Prosa wären zu nennen: „Unter flatternden Fahnen“, „Kriegsnovellen“, „Der Mäcen“, „Eine Sommerschlacht“; unter den lyrisch-epischen Dichtungen „Boggfred“. Seine Dramen sind nicht von großer Bedeutung.

Wer weiß wo?

(Schlacht bei Kolin, 18. Juni 1757.)

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
Auf roßzerstampften Sommerhalm
Die Sonne schien.

Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
Und mancher kehrte nicht nach Haus
Einst von Kolin.

Ein Junker auch, ein Knabe noch,
Der heut das erste Pulver roch,
Er mußte dahin.

Wie hoch er auch die Fahne schwang,
Der Tod in seinen Arm ihn zwang,
Er mußte dahin.

Ihm nahe lag ein frommes Buch,
Das stets der Junker bei sich trug
Am Degenknäuf.

Ein Grenadier von Bevern fand
Den kleinen erdbeschmutzten Band
Und hob ihn auf.

Und brachte heim mit schnellem Fuß
Dem Vater diesen letzten Gruß,
Der klang nicht froh.

Dann schrieb herein die Zitterhand:
„Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand,
Wer weiß wo?“

Und der gesungen dieses Lied,
Und der es liest, im Leben zieht
Noch frisch und froh.

Doch einst bin ich und bist auch du
Verscharrt im Sand, zur ewigen Ruh',
Wer weiß wo?

Der Blitzzug.

Quer durch Europa von Westen nach Osten
Rättert und rattert die Bahnmelodie.
Gilt es die Seligkeit schneller zu kosten?
Kommt er zu spät an im Himmelslogis?

Fortfortfortfortfortfort drehn sich die Räder
 Rasend dahin auf dem Schienengeäder,
 Rauch ist der Bestie verschwindender Schweif,
 Schaffnerpfiß, Lokomotivengepfeif.

Länder verfliegen und Städte versinken,
 Stunden und Tage verflattern im Flug,
 Täler und Berge vorbei, wenn sie winken,
 Traumbilder, Sehnsucht und Sinnenbetrug.

Mondschein und Sonne, noch einmal die Sterne,
 Bald ist erreicht die beglückende Ferne,
 Dämmerung, Abend und Nebel und Nacht,
 Stürmisch erwartet, was glühend gedacht.

Dämmerung senkt sich allmählich wie Gaze,
 Schon hat die Venus die Wache gestellt.
 Nur noch ein Stündchen! Dann nimmt sich die Straße,
 Trennt, was sich hier aneinander gesellt:

Reiche Familien, Bankiers, Kavaliere,
 Landrat, Gelehrter, ein Prinz, Offiziere,
 „Damen und Herren“, ein Dichter im Schwarm,
 Liebliche Kinder mit Spielzeug im Arm.

Nun ist das Dunkel dämonisch gewachsen,
 In den Coupés brennt die Gasflamme schon,
 Fortfortfortfortfortfort, steht an der Kurve,
 Steht da der Tod mit der Bombe zum Wurfe?
 Haltalthaltalthaltalthaltalthaltalthaltein —
 Ein andrer Zug fährt mitten hinein.

Folgenden Tags, unter Trümmern verloren,
 Finden sich zwischen verkohltem Gebein,
 Finden sich schuttüberschüttet zwei Sporen,
 Brennscheren, Uhren, ein Aktenschein,

Geld, ein Gedichtbuch: „Seraphische Töne“,
 Ringe, ein Notenblatt: „Meiner Kamöne“,
 Endlich ein Püppchen, im Bettchen verbrannt,
 Dem war ein Eselchen vorgespannt.

Aus der Kinderzeit.

In alten Briefen saß ich heut vergraben,
 Als einer plötzlich in die Hand mir fiel,
 Auf dem die Jahresziffer mich erschreckte,
 So lange war es her, so lange schon.
 Die Schrift stand groß und klein und glatt und kraus
 Und reichlich untermischt mit Tintenklecksen:
 „Mein lieber Fritz, die Bäume sind nun kahl,
 Wir spielen nicht mehr Räuber und Soldat,
 Türk hat das rechte Borderbein gebrochen,
 Und Tante Hannchen hat noch immer Zahnweh,
 Papa ist auf die Hühnerjagd gegangen.
 Ich weiß nichts mehr. Mir geht es gut.
 Schreib bald und bleibe recht gesund.
 Dein Freund und Vetter Siegiemund.“ — — —
 „Die Bäume sind nun kahl,“ das herbe Wort
 Rieß mich die Briefe still zusammenlegen,
 Gab Hut und Handschuh mir und Rock und Stock
 Und drängte mich hinaus in meine Heide.

Heidebilder.

Die Sonne leiht dem Schnee das Prachtgeschmeide,
 Doch ach! wie kurz ist Schein und Licht.
 Ein Nebel tropft, und traurig zieht im Weide
 Die Landschaft ihren Schleier dicht.

Ein Häslein nur fühlt noch des Lebens Wärme,
 Am Weidenstumpfe hockt es bang.
 Doch kreischen hungrig schon die Rabenschwärme
 Und hacken auf den sichern Fang.

Bis auf den schwarzen Schlammgrund sind gefroren
 Die Wasserlöcher und der See.
 Zuweilen geht ein Wimmern, wie verloren,
 Dann stirbt im toten Wald ein Reh.

Gustav Falke (1863—1916),

Sohn eines Lübecker Kaufmanns, fand mit einigen Bänden schlichter, warmherziger Lyrik („Tanz und Andacht“, Zwischen den Nächten“) den Weg zu den Herzen des Publikums.

Aus dem Takt.

Mein Weib und all mein holder Kreis,
mein Kind und all mein lachend Glück.
Ich rühre an die Saite leis,
Wie hell klingt es zurück.

Nur manchmal, wenn von ferne ich
die großen Töne rauschen hör,
wenn sich der vollern Liebeschöre
ein Ton in meine Stille schlich,
schrei laut ich auf und hebe Klage:
Mehr Licht, mehr Licht nur einen Tag!

Und blutend leg ich, abgewandt,
mein Herz in eure Liebeshand,
bis es von aller Angst entbunden
und wieder seinen Takt gefunden,
den Gleichtakt zwischen Wunsch und Pflicht.
Herddämmerglück! Herddämmerglück!

Das stille Glück, das ein jeder nur in sich und den
Seinen findet, nicht in der unbegriffenen Ferne, hat er so oft
gemalt.

Schon stand sie draußen vor der Pforte,
er hört nur noch die Abschiedsworte:
„Vergiß mich nicht, ich war das Glück.“

Weib und Kind und Eltern, mit einem Wort: die
Familie ist von höchstem Wert; zuerst von allen die Mutter:

Sie hat gar feine Ohren,
ihr geht von deines Herzens Schlag,
obwohl die Lippe schweigen mag,
auch nicht ein leiser Ton verloren.

Herzinnig ist sein Liebeslied :

Wie selig hat mich's gemacht,
daß unsre Wege sich trafen.
Nun lieg ich in der Nacht
und kann nicht schlafen.

O, welche Liebe war
in meinem Herzen verborgen
und wartete Jahr für Jahr
auf ihren Morgen.

Da kam ihr Tag und Licht
und sie erwachte.

Da, dein süßes Gesicht —
wie selig mich's machte!

Von wehmütigen Erinnerungen reden folgende Strophen :

Nun träum ich die alten Träume
und rühre leise den Schatz,
sacht rauschen die alten Bäume,
und alles am alten Platz.

Mir ist, als könnt ich gehen
nur grad ins Feld hinein,
mit geschlossenen Augen sehen
den klaren Vollmondschein.

Und leise Schauer wehen
kühl mich wieder an,
und die alten Sterne stehen
über dem träumenden Mann.

Arno Holz.

Arno Holz, geb. 1863 zu Rastenburg in Ostpreußen als Sohn eines Apothekers. Mit 12 Jahren kam er nach Berlin und veröffentlichte 18jährig sein erstes Gedichtbuch. Mit kurzen Unterbrechungen hat er seitdem immer in Berlin gelebt.

Zu gemeinsamer Arbeit verband er sich mit Johannes Schlaf, einem Kaufmannssohn aus einem kleinen Städtchen in der Nähe Merseburgs (geb. 1862). In einem einsamen

Bororte Berlins, oft frierend, hungernd, bisweilen auch von Melancholie ergriffen, verbrachten sie in eifrigem gemeinsamen Schaffen einen langen Winter, nur ihrer schriftstellerischen Arbeit lebend. So entstand z. B. die Skizze „Krumme Windgasse Nr. 20“ und unter dem Pseudonym „Holmsen“ die Novellensammlung „Papa Hamlet“, später „Die Familie Selicke“, so recht das Elend des Proletariats schildernd. Die Freunde trennten sich aber später, gerieten sogar in Feindschaft, weil jeder das Verdienst des anderen in den gemeinsamen Werken nicht genügend anerkennen wollte.

Arno Holz nahm als einer der ersten an der naturalistischen Bewegung teil und hat für jene Periode der Literatur bahnbrechend gewirkt. Er wagte es, neue Versformen und neue Stoffe, namentlich aus dem alltäglichen Leben, und in der Lyrik noch nie dagewesene Ausdrücke zu benutzen. Er wurde der Begründer des sogenannten konsequenten Naturalismus. — (Angeregt durch den „Papa Hamlet“, verfaßte G. Hauptmann seinen „Vor Sonnenaufgang“.)

Nach der Trennung von Schlaf entstand die lyrische Sammlung „Phantasia“. Er schreibt darin meist ohne Achtung vor Reim und Rhythmus augenblickliche Eingebungen nieder; diese Art in der Kunst wird als Impressionismus bezeichnet. — Holz fand zuerst viele Anhänger, heute jedoch ist man von ihm abgefallen.

A. Holz:

Die Sonne sank ...

Die Sonne sank.

Ich wartete. Wie lange

Unsichtbar,

wie ersticktes Weinen,

klang unter den Weiden der Fluß.

Durchs Dunkel, neben mir, taste ich nach den roten Blumen.
 Sie sind welk.
 Du hast mich vergessen!

In einem Garten.

In einem Garten
 unter dunklen Bäumen
 erwarten wir die Frühlingsnacht.
 Noch glänzt kein Stern.
 Aus einem Fenster,
 schwellend,
 die Töne einer Geige . . .
 Der Goldregen blinkt,
 der Flieder duftet,
 in unsern Herzen geht der Mond auf!

„So einer war auch Er!“

Liegt ein Dörflein mitten im Walde,
 Überdeckt vom Sonnenschein,
 Und vor dem letzten Haus an der Halde
 Sitzt ein steinalt Mütterlein.

Sie läßt den Faden gleiten
 Und Spinnrad Spinnrad sein,
 Und denkt an die alten Zeiten,
 Und nickt und schlummert ein.

Heimlich schleicht sich die Mittagsstille
 Durch das flimmernde grüne Revier.
 Alles schläft; selbst Droffel und Grille
 Und vorm Pflug der müde Stier.

Da plötzlich kommt es gezogen
 Blitzend den Wald entlang
 Und vor ihm her geflogen
 Trommel- und Pfeifenklang.

Und in das Lied vom alten Blücher
 Jauchzen die Dörfler: „Sie sind da!“
 Und die Mädels schwenken die Tücher,
 Und die Jungens rufen: „Hurra!“

Gott schütze die goldenen Saaten,
 Dazu die weite Welt.
 Des Kaisers junge Soldaten
 Ziehn wieder ins grüne Feld!

Sieh, schon schwenken sie um die Halde,
 Wo das letzte der Häuschen lacht.
 Schon verschwinden die ersten im Walde,
 Und das Mütterchen ist erwacht.

Bersunken in tiefes Sinnen,
 Wird ihr das Herz so schwer,
 Und ihre Tränen rinnen:
 „So einer war auch Er!“

Meine Nachbarschaft.

Aus „Buch der Zeit“.

Mein Fenster schaut auf einen düstern Hof,
 Auf schmutzige Dächer und auf rußige Mauern,
 Doch wer wie ich ein Stückchen Philosoph,
 Läßt darum sich noch lange nicht bedauern.
 Ein wenig Luft, ein wenig Sonnenlicht
 Dringt schließlich auch durch seine trüben Scheiben,
 Zu hungern und zu frieren brauch' ich nicht,
 Und all mein Tun ist nur ein wenig Schreiben.

Ein wenig Schreiben, wenn ich stundenlang
 Mich einlas in die Wunderwelt der Alten,
 Bis endlich, endlich es auch mir gelang,
 Was ich gefühlt, zum Wohllaut zu gestalten.
 Dann fließt es um mich wie ein Heiligenschein,
 Und mir im Herzen bauen sich Altäre;
 So könnt' ich glücklich und zufrieden sein,
 Wenn ach, nur meine Nachbarschaft nicht wäre!

Kein Schwärmer ist es, der die Flöte liebt
 Und auf ihr nur „des Sommers letzte Rose“,
 Kein Tanzgenie, das ewig Stunden gibt,
 Auch kein klavierverrückter Virtuose:

Ein armer Schuster nur, der nächstens flicht,
 Wenn längst aufs Dach herab die Sterne scheinen,
 Indes sein Weib daneben sitzt und strickt
 Und seine Kinderchen vor Hunger weinen!

O Gott, wie oft nicht schon hat dieser Laut
 Mich mitten aus dem tiefsten Schlaf gerüttelt.
 Und wenn ich halbwach dann mich umgeschaut,
 Hat wild es wie ein Fieber mich geschüttelt.
 Des Mädchens Schluchzen und des Knaben Schrei
 Und ganz zuletzt des Sänglings leises Wimmern —
 Mir war's, als hörte ich dann nebenbei
 Drei kleine, kleine schwarze Bettlein zimmern.

Mir war's, als rollte dumpf dann vor das Haus
 Der nur zu wohlbekannte Armenwagen,
 Und jene Bettlein trugen sie hinaus
 Und luden sie in seinen düstern Schragen.
 Der Kutscher aber nahm noch einen Schluck
 Und peitschte fluchend seine magren Schinder,
 Und übers Pflaster dann ging's Ruck auf Ruck,
 Doch ach, noch immer wimmerten die Kinder!

Und immer, immer noch klang's mir im Ohr,
 Wenn schon der Morgen durch das Fenster blickte,
 Und mir ums Auge hing ein Tränenflor,
 Wenn ich dann stumm mein Tagewerk beschickte,
 Was half mir nun mein „Stückchen Philosoph“?
 In Trümmer fiel, was ich so lustig baute!
 Doch tat's das Haus nicht, nicht der düstre Hof,
 Nein, nur die abgebrochnen Kindeslaute! —

Die Armut bettelt um ein Stückchen Brot,
 Doch herzlos läßt der Reichtum sie verhungern;
 Millionen tritt die Geldgier in den Not,
 Und einen einzigen nur läßt sie hungern.
 In seidne Betten wühlt sie ihn hinein,
 Wenn er beim Sekt sich endlich ausgeplappert,
 Indes beim flackernden Laternenschein
 Das bleiche Elend mit den Zähnen klappert.

O Gott, warum dies alles, o warum?
 Wie Zentnerlast drückt mich die Frage nieder!
 In meinen Reimen geht sie heimlich um
 Und ächzt und stöhnt durch meine armen Nieder.
 Was bleibt mir noch auf diesem Erdenball?
 Denn auch die Kunst, längst stieg sie vom Kothurne,
 Einst schlug mein Herz wie eine Nachtigall,
 Doch ach, nun gleicht es einer Tränenerne!

Johannes Schlaf:

H o f f n u n g.

Ein weißes Grau hüllt weit den Himmel ein.
 Ein stumpfer Glanz liegt auf den Uferweiden.
 Träge, mit gurgelnden Wellen treibt der gelbe Strom.
 Ich muß mich noch bescheiden.
 Ich will noch ein Stückchen so weitergehn.
 Bald müssen ja alle Höhen
 In hellen Frührotfeuern stehn...

R e g e n.

Geht ein grauer Mann
 Durch den stillen Wald,
 Singt ein graues Lied.
 Die Vöglein schweigen alsbald.
 Die Fichten ragen so stumm und schwül
 Mit ihrem schweren Astgewühl.
 In fernen Tiefen
 Bergrollt ein Ton.

S p ä t h e r b s t.

Prinz Zuckerkant
 Kommt ins Land.
 Seine Pracht schimmert auf gelben Blättern,
 An Stamm und Kraut,
 Auf dunklem Ackerbraun.
 Wie heimisch ist sie zu schaun! —
 Nun könnt ich hier immer so bei den grauen Weiden stehn
 Und die blinkenden Tropfen fallen sehn!

§ 13. Symbolismus, Neuklassizismus und Expressionismus.

Seit Anfang der neunziger Jahre bildete sich ein Kreis um Stefan George und seine Zeitschrift „Die Blätter für die Kunst“. Es waren vor allem Hugo von Hofmannsthal, Paul Gerardy, Max Dauthendey, Ernst Hardt u. a. Künstlerisch ausgestattet wurden die Zeitschrift und die Bücher dieser Gruppe von Melchior Vehter. Zunächst waren ihre Werke gar nicht für die Öffentlichkeit, sondern nur für sich selbst und wenig Erlesene bestimmt: die Kunst nur für die Kunst! Bereits hierin lag eine schroffe Wendung gegen den Naturalismus, der aus dem Volk für das Volk schöpfte, sich nicht genug tun konnte in der Behandlung sozialer Fragen. Demzufolge wird schon das Druckbild äußerlich individualisiert. Gab die naturalistische Poesie möglichst viel Interpunktionszeichen, so die symbolistische fast gar keine. Wirklichkeit, Natur, Weltverbesserungsfragen werden aus dem Reiche dieser Dichter verbannt. Statt dessen herrschen jetzt Stimmungen, Träume, Farben, Klänge. Die Poesie wird zu weicher verhallender Musik. Also eine Neuro-mantik mit Betonung des Symbols. Andeuten, nicht beschreiben, ahnen lassen, nicht darstellen — das ist die Forderung. Es beginnt ein Artisten-Ästhetentum, das die Poesie vornehm von der Zugluft des gewöhnlichen Lebens abschließen soll.

Als Meister und Führer dieses Kreises wird von den Mitgliedern gepriesen

Stefan George,

geb. 1868 zu Bingen am Rhein als Sohn eines Weinhändlers. Er besuchte die Universitäten Paris, München und Berlin, hielt sich auch in England, der Schweiz, Italien und Spanien

auf; lebte dann vorübergehend in München und Berlin, meist aber in Bingen.

Aus dem freien Walde zieht sich seine Poesie in den sorgfältig gehegten Park, den mit seltenen Pflanzen besteckten

Garten zurück; in diesen haben keinen Zutritt der Pöbel und das Leben; die Schönheit und die Kunst sind in diesem allein zu Hause.

Mein garten bedarf nicht luft
und nicht wärme
der garten den ich mir selber
erbaut
und seiner vögel leblose
schwärme
haben noch nie einen frühling
geschaut.

Die Kunst wird zum Zweck aller Dinge, in ihren Dienst stellen sich Gefühl, Takt, Rhythmus, sorg-

fältige Verteilung der Vokale. Hoch über dem Inhalt steht die Form.

Aus den „Liedern von Traum und Tod“.

Gartenfrühling.

Schimmer aus lichtgoldnem blatte
Treibt aus dem waldigen finster
Daß die bescheidene ginster
Ruhe der trauer beschatte!

Nah in den gärten duften die mandeln
Dort sah ich augen voll glut und traum
Ich will die gärten wieder durchwandeln
Hände baden im blumigen flaum.



Seltener vögel gefieder
 Büsche in zierlichen kegeln!
 Trunkene falter segeln
 Reicher ertönen dort lieder.

Kostbarer wie sie die quelle verstreut
 Schmächtigem springbrunn funken entstieben ..
 Werden sie leuchten leuchten mir heut?
 Wird ich die süßen traum-agen lieben?

*

Komm in den totgesagten park und schau:
 Der schimmer ferner lächelnder gestade
 Der reinen wolken unverhofftes blau
 Erhellte die weiher und die bunten pfade.

Dort nimm das tiefe gelb das weiche grau
 Von birken und von buchs der wind ist lau.
 Die späten rosen welken noch nicht ganz.
 Erlese küsse sie und flicht den kranz.

Vergiß auch diese letzten astern nicht.
 Den purpur um die ranken wilder reben
 Und auch was übrig blieb von grünem leben
 Verwinde leicht im herbstlichen gesicht.

*

Sei rebe die blümt
 Sei frucht die betört
 Dir lieb und und gerühmt...
 Nur meide was stört.

Begehre das graun
 Das schwellt nicht mehr sprengt—
 Das schöne zu schaun
 Das wärmend nicht sengt.

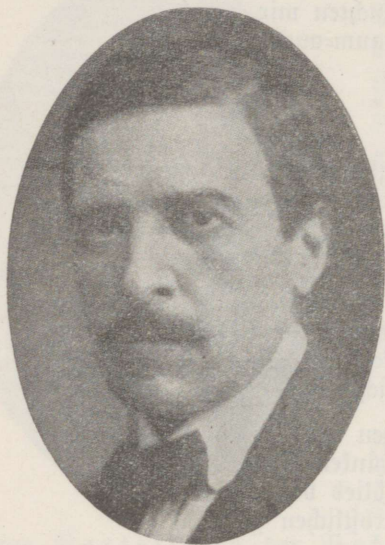
Was siecht und vermorscht
 Was hastet und brüllt...
 Von seltnen erforscht
 Der menge verhüllt.

Bis traumstill auf höhn
 Der strahl in dir tauscht
 In goldnem getön
 Dein leben verrauscht.

*

Hugo von Hofmannsthal,

geb. 1874 in Wien als Sohn eines reichen Privatmanns, Enkel des Präsidenten der Wiener israelitischen Kultur-gemeinde. Er studierte anfangs Jura, dann romanische Sprachen. Lebt in Rodaun bei Wien.



H. v. Hofmannsthal übernahm von Stefan George vor allem den musikalischen Wohlklang der Verse, den Sinn für die Zartheit der Form. Sowohl an seinen klangreichen Gedichten wie besonders an seinen beiden episch-dramatischen Gesängen „Der Tod des Tizian“ und „Der Tor und der Tod“ kann man das studieren. Die zuletzt genannte Dichtung, ein Meisterwerk der deutschen Literatur, ist zugleich vielleicht allein das unsterbliche Denk-

mal dieses Geschlechts des „Niederganges“, wie es sich in Frankreich selbst nannte, der „Décadence“. Claudio, der junge lebensfremde und lebenskalte Ästhet, muß sich von dem Tode, der plötzlich vor ihm steht, sagen lassen, daß er sein Leben durch eigene Schuld versäumt habe: „Erst da ich sterbe, spür ich, daß ich bin.“ Das ist in einem Satz der Inhalt dieser „faustisch“ gestimmten Dialoge. Man merkt es: sie alle wandeln in dem riesenhaften Schatten Goethes, die Symbolisten wie die Naturalisten. Es ist aber auch viel Eigenes darin, wie der Tod erscheint — als ein Freund, als „ein großer Gott der Seele“, der dem Fiebernden zeigt, was er

einst von sich gestoßen, welche Schätze er besessen und verschertzt, ohne sie zu kennen, ohne sie zu halten — und wie der Tod dann scheidet, nachdem er sein Werk getan :

„Wie wundervoll sind diese Wesen,
Die, was nicht deutbar, dennoch deuten,
Was nie geschrieben wurde, lesen,
Verworrenes beherrschend binden
Und Wege noch im Ewig-Dunkeln finden.“

Des Dichters erstes Stück „Gestern“ war ein Bild aus der Renaissance, wie auch das schon erwähnte „Tod des Tizian“, „Die Frau am Fenster“ und „Der Abenteurer und die Sängerin“; in den Orient führt uns das Drama „Die Hochzeit der Sobeide“, ein Märchen von mädchenhafter Sehnsucht und Enttäuschung. Alle diese Dichtungen zeichnen sich aus durch wunderbar geschliffene Verse. — Den ersten großen Theatererfolg errang sich Hofmannsthal durch seine „Elektra“; nicht ganz so glückte die Bearbeitung der Ödipus-Sage in „Ödipus und die Sphinx“, besser wieder „Federmann“. Feine, liebenswürdige und geschmackvolle Lustspiele sind „Christinas Heimreise“ und „Der Schwierige“. Die „Elektra“ wurde als Text für eine Oper von Richard Strauß verwertet, dadurch kam Hofmannsthal mit diesem Komponisten in dauernde Verbindung und hat ihm eine ganze Reihe von Operntexten geliefert. Hofmannsthals Prosa reicht an seine Lyrik nicht heran. Im allgemeinen ist aber der Wert von Hofmannsthals Schaffen mit den Jahren zurückgegangen, und ob er sich noch einmal zu Werken, die sich mit denen seiner Jünglingsjahre vergleichen lassen, aufraffen wird, erscheint zweifelhaft.

Vorfrühling.

Es läuft der Frühlingswind
Durch kahle Alleen,

Seltene Dinge sind
In seinem Wehn.

Er hat sich gewiegt,
 Wo Weinen war,
 Und hat sich geschmiegt
 In zerrüttetes Haar.

Er schüttelte nieder
 Akazienblüten
 Und kühlte die Glieder,
 Die atmend glühten,

Rippen im Bachen
 Hat er berührt,
 Die weichen und wachen
 Fluren durchspürt,

Er glitt durch die Flöte
 Als schluchzender Schrei,
 An dämmernder Röte
 Flog er vorbei,

Er flog mit Schweigen
 Durch flüsternde Zimmer
 Und löschte mit Neigen
 Der Ampel Schimmer.

Es läuft der Frühlingswind
 Durch kahle Alleen,
 Seltsame Dinge sind
 In seinem Wehn.

Durch die glatten
 Kahlen Alleen
 Treibt sein Wehen
 Blasse Schatten

Und den Duft,
 Den er gebracht,
 Von wo er gekommen
 Seit gestern nacht.

Manche freilich...

Manche freilich müssen drunten sterben,
 Wo die schweren Ruder der Schiffe streifen,
 Andre wohnen bei dem Steuer droben,
 Kennen Vogelflug und die Länder der Sterne.

Manche liegen immer mit schweren Gliedern
 Bei den Wurzeln des verworrenen Lebens,
 Andern sind die Stühle gerichtet
 Bei den Sibyllen, den Königinnen,
 Und da sitzen sie wie zu Hause,
 Leichtes Hauptes und leichter Hände.

Doch ein Schatten fällt von jenen Leben
 In die anderen Leben hinüber,
 Und die leichten sind an die schweren
 Wie an Luft und Erde gebunden:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
 Kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
 Noch weghalten von der erschrockenen Seele
 Stummes Niederfallen ferner Sterne.

Viele Geschicke weben neben dem meinen,
 Durcheinander spielt sie alle das Dasein,
 Und mein Teil ist mehr als dieses Lebens
 Schlanke Flamme oder schmale Veier.

Max Dauthendey's

(geb. 1867 in Würzburg, gest. 1918 in Java) Lyrik ist schwer verständlich; seine Gedichte könnte man leuchtende Farbenflecke nennen:

Weinrot brennen Gewitterwinde,
 purpurblau der Seerand,
 Hyazinthentief die ferne Küste.

*

Im Taudunkel lacht eine heiße Nachtigall.

*

Die Luft so schwer, Wolken stehen weiß und still,
 der Himmel hohl und aschenleer,
 ein Rabenschrei —,
 und kreischt vorbei.
 Die Bäume stehen kalt umher,
 es ist, als ob das letzte Herz gestorben sei.

Ein Jünger Hofmannsthals und Dauthendey's ist **Ernst Hardt** (geb. 1876 in Graudenz), hat außer einer „Gudrun“-Tragödie und anderen Dramen auch Novellen und Gedichte geschrieben.

Abendlied.

Still! Der Wald ist schwarz geworden,
 zu Tale zieht des Hirten Melodie...
 Die Lüfte ruhn — nächtige Vögel
 entflattern lautlos jedem Strauch.
 Walddunkel träufelt Tau und Düste,
 den Kronen stirbt der Winde Hauch,
 die rieseln in die Ebne nieder

und spielen mit dem Hüttenrauch.
 Nun breitet Finsternis die Flügel,
 nun schwindet das Gelände auch...
 Still! Der Wald ist stumm geworden:
 Im Fernen zagt des Hirten Melodie:
 „Gelie... bte du ... Gelie... bte du...“

Die Theorie des sogenannten „Neuklassizismus“ ist durch die Schriften von Th. A. Meyer, W. v. Scholz, F. Ernst und S. Lublinski vertreten worden. Die Neuklassizisten kehren zur strengen Form und im Drama zum „Heldentypus“ zurück. Aber die Tragödie soll nicht Furcht und Mitleid erwecken, wie Aristoteles und Lessing sagen, sondern die Tragik entsteht, nach ihrer Aussage, wenn mitten im Kampfe zwischen sittlichen Mächten als Held ein wertvoller Mensch steht, der gerade in sich selbst den Grund und Anlaß seines Unterganges trägt. Scharf wendet sich der Neuklassizismus gegen das moderne Milieudrama des Naturalismus, vor allem gegen dessen sozialistischen Zug, die Armeleutemalerei, gegen die Darstellung der erblichen Belastung. Der durch das Elend abgestumpfte, durch den Trunk vertierte Proletarier komme für die Tragödie nur selten in Frage. Scholz z. B. empfiehlt als Stoff für ein Drama den Mythos. Ort und Zeit sind am besten entlegen oder gar phantastisch.

Der Expressionismus ist das Gegenbild zum Impressionismus, d. h. zugleich auch zum Naturalismus. Die Natur hat in der Kunst überhaupt nichts mehr zu suchen, dasselbe gilt von überlieferten Kunstformen, gleichviel ob von klassischen oder romantischen. Das Innere im Dichter schafft sich selbst seine Form. Die Kunst ist in uns, nicht außer uns; sie ist fertig, ehe sie Form gewinnt und hinaustritt als Ausdruck (Expression) eines Eigenen, wie durch eine Vision innerlich Gegebenen. Die Möglichkeit der Satz- und Wortverkürzung und neuer Wortbildung ist zulässig. Deklination, Konjugation, dramatische

Handlung, Versmaß — alles ist unnütz! Nur der Rhythmus wird noch anerkannt.

Expressionistische „Proben“ sind kaum wiederzugeben; zitieren wir nur einen kleinen Anfang einer dramatischen Dichtung:

Paßkamp f.
(Kinner von Dresler.)

Sommer
Felsen Berge starren in blauen Himmel
Grüne Matten dehnen schmiegen längs
uferloser Tiefe
Weg steigt den Paß
Sonne spätet der Tag
Mädchen tanzt springt offenes Haar weht
blanke Knie hüpfen
Mädchen: Du —
Die Antwort: Spiel
Mädchen: komm
Die Antwort: Sehnen —
Mädchen: Meine Arme recken Berge die
den Himmel rauben
Mein Herz taumelt wilde Schläge rasende
springende Steine — — — — —
— — — — —

§ 14. Die Dichtung der letzten Jahrzehnte in und neben den großen Strömungen.

Einzelercheinungen.

Epos und Lyrik.

Richard Dehmel (1863—1920),

geb. zu Wendisch-Hermisdorf in der Mark Brandenburg als Sohn eines Försters, studierte Philosophie, Naturwissenschaften und Nationalökonomie, war eine Zeitlang Redakteur einer

rheinischen Provinzzeitung und Jagdzeitung in Berlin. Er wurde 1895 Versicherungsbeamter und gab während dieser Zeit seine ersten Gedichtbände heraus. Seit 1899 freier Schriftsteller, ging er auf zwei Jahre auf Reisen nach Italien, Griechenland, Holland, England. 1914 meldete er sich als Kriegsfreiwilliger, kehrte erkrankt aus dem Felde heim und starb in Blankenese bei Hamburg.



Wohl bei keinem modernen Dichter begegnet so oft das Wort „Welt“, wie bei Dehmel, und schon durch diesen Zug weist er auf eine gewisse Verwandtschaft mit dem Lyriker Hebbel hin; er setzt nicht die Reihe der „Stimmungslyriker“, sondern die der „Gedankenlyriker“ fort. Die Weltanschauung, die Dehmel in

seinen lyrischen Sammlungen „Erlösungen“, „Über die Liebe“, „Weib und Welt“ vor uns ausbreitet, ist die einer Kämpfernatur:

Wenn du auch irrst
auf den Bergen des Strebens:
nichts ist vergebens,
denn du wirst.
Nur: bleib Herr deines Strebens!

Darin liegt auch die Reinheit seiner Künstlernatur beschlossen; denn wie Schiller ist ihm nur der reife Mensch auch der reife Künstler. Er lehrt aber nur die durch den Kampf erworbene Reife:

Mensch, du sollst dich selbst erziehen,
 Und das wird dir mancher deuten:
 Mensch, du mußt dir selbst entfliehn.
 Hüte dich vor diesen Leuten.

Was Dehmels Gedichte von denen aller seiner Vorgänger so auffallend unterscheidet, ist das Wildausschäumende — das unmittelbar Ergreifende. Suchend, grübelnd, leidenschaftlich erregt ging er seine eigenen Wege. Man bekommt eine Vorstellung von ihm nur, indem man ihn liest und nicht über ihn liest.

Drückende Luft.

Der Himmel dunkelte noch immer;
 Ich fühlte tief bis in mein Zimmer
 Der fahlen Wolken vollen Schoß.
 Die Esche drüben drehte schwer
 Die hohe Krone um sich her,
 Zwei Blätter trieben wirbelnd los.

Laut tickte durch die schwüle Stube,
 Wie durch die stille Totengrube
 Der Holzwurm ticken mag, die Uhr
 Und durch die Türe hinter mir
 Klang dünn und schüchtern ein Klavier
 Über den Flur.

Der Himmel lastete wie Schleier;
 Ihr Spiel klang immer trauertiefer,
 Ich sah sie wohl.
 Dumpf rang der Wind im Eschenlaub,
 Die Luft war grau von Blut und Staub
 Und seufzte hohl.

Und blasser tönnten durch die Wände
 Die tastenden verweinten Hände,
 Sie saß und sang;
 Sang sich das Lied, in sich gebückt,
 Mit dem sie mich als Braut entzückt;
 Ich fühlte, wie ihr Atem rang.

Die Wolken werden immer dumpfer,
 Die wunden Töne immer stumpfer,
 Wie Messer stumpf, wie Messer spitz;
 Und aus dem alten Liebeslied
 Klagen zwei Kinderstimmen mit —
 Da fiel der erste Blitz.

Der Arbeitsmann.

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
 mein Weib!

Wir haben auch Arbeit, und gar zuzweit,
 und haben die Sonne und Regen und Wind,
 und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
 um so frei zu sein, wie Vögel sind:
 nur Zeit.

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn,
 mein Kind,
 und über den Ähren weit und breit
 das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn,
 o dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,
 um so schön zu sein, wie die Vögel sind:
 nur Zeit.

Nur Zeit! wir wittern Gewitterwind,
 wir Volk.

Nur eine kleine Ewigkeit,
 uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
 als all das, was durch uns gedeiht,
 um so kühn zu sein, wie die Vögel sind —
 Nur Zeit!

*

Weich küßt die Zweige
 der weiße Mond;
 ein Flüstern wohnt
 im Laub, als neige,
 als schweige sich der Hain zur Ruh,
 Geliebte du.

Der Weiher ruht und
 die Weide schimmert;
 ihr Schatten flimmert
 in seiner Flut, und
 der Wind weint in den Bäumen.
 Wir träumen — träumen.

Die Weiten leuchten
 Beruhigung;
 die Niederung
 hebt bleich den feuchten
 Schleier hin zum Himmelsfaum.
 O hin — o Traum.

*

Es kommt ein dunkles Abendrot,
 Viel arme Leute schrei'n nach Brot.
 Mahle, Mühle, mahle!

Es hält die Nacht den Sturm im Schoß,
 und morgen geht die Arbeit los.
 Mahle, Mühle, mahle!

Es fegt der Sturm die Felder rein,
 Es wird kein Mensch mehr Hunger schrei'n.
 Mahle, Mühle, mahle!

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath (1852—1908).

Nun wellen die roten Rosen,
 nun hab ich im Venzgelüft,
 in Jubel und Windestosen
 mein schauerndes Lieb geküßt.

Es liegt ein Traum auf der Heide,
 am Rain webt Sommerduft,
 es rauscht aus goldenem Getreide
 die Berche hoch in die Luft.

O nimm auf deinen Schwingen,
 glückzitternde Pilgerin,
 mein Herz voll Jubel und Singen
 mit dir zum Himmel hin.

Rudolf Presber (geb. 1868).

Erinnerungen.

Der Abend kam. Die Schatten fielen.
Rings an den Fenstern war es hell.
Die Kleine, müd' von Lauf und Spielen,
Sag mir am Fuß im Bärenfell.

Die nackten Beinchen hochgezogen,
Hielt sie in kleiner Hand den Stift
Und füllte meinen schönsten Bogen
Mit Häkchen einer Runenschrift.

Rings war's so still, wie zum Gebete;
Der emsige Stift nur raschelt leis. . .
Es schrieb kein Dichter und Prophet
Sein Weisheitsbuch mit größrem Fleiß!

Da plötzlich schmeichelnd mit den lieben
Auglein mein Kindchen zu mir schlich:
„Weißt du, Papa, was ich geschrieben?“
„Ein Briefchen?“ — „Ja!“ — „An wen?“ — „An dich!“ —

„Goldkind, an mich? Was steht darinnen?
Der Abend macht die Augen trüb. . .“
Und sie nach lächelndem Besinnen:
„Daß ich dich lieb hab', furchtbar lieb!“

Es floß ein letzter Sonnenschimmer
Ums Köpfchen ihr mit goldnem Hauch —
„Das schreibst du mir im selben Zimmer?
Sag's mir doch laut, dann weiß ich's auch.“

Da sah mich an das kleine Wesen
Und reicht' das Blatt mir lächelnd hin:
„Behalt's, Papa, dann kannst du's lesen,
Wenn ich mal nicht im Zimmer bin. . .“

O bitteres Wort aus lieben Zeiten,
Das du der Sehnsucht Flügel leihst!
Es schlug die Stunde längst zum Scheiden,
Und dieses Zimmer ist verwaist.

Und dieses Herz, die Sorgen machen's
 Oft müd und schwer auf banger Fahrt;
 Und kaum ein Echo deines Rachens
 Hat sich sein Kämmerlein bewahrt.

Von deinem Jauchzen, deinem Lieben,
 Von all dem, was sich nie vergift,
 Ist nur ein Blatt zurückgeblieben,
 Das wirr und kraus bekrizelt ist. . .

Und in der Stille heiliger Stunden
 Ruht lang mein Blick auf dem Papier;
 Dann brechen auf die alten Wunden,
 Und meine Seele weint nach dir.

Dann will ein heißer Duft mich streifen
 Aus meines toten Frühlings Gruft,
 Und zitternd meine Hände greifen
 In leere Luft.

Karl Spitteler (geb. 1845).

Spittelers Lyrik greift immer wieder ins Epische hinüber, bis dann die Ballade sich endgültig zum Epos wandelt. Er hat erst als hoher Fünfziger am Anfang des 20. Jahrhunderts den Höhepunkt seines Ruhmes erreicht, als sein Epos „Olympischer Frühling“ erschien. Obwohl Spitteler ein Feind der „Moderne“ in jeder Gestalt ist, zeigt seine Poesie durchaus realistische Züge, die auch mitten in christlichen Legenden und heidnischen Mythen erkennbar sind.

Unter den jüngeren Balladendichtern ragt hervor

Börries von Münchhausen (geb. 1874).

Sein Ideal sind die Zeiten, in denen der kriegerische Adel mit dem Schwert in der Faust über die Heide ritt; das Zeitalter der Technik und des Kapitalismus sind ihm verhaßt. Auch seine Lyrik ist reich an eigenen Moten.

Abend am See.

In Abendgluten schwimmt der See,
 die Sonne sinkt hinter den Bäumen,
 braun, sommerküde steht das Schilf
 und flüstert in weichen Träumen.
 Die letzte Möwe zieht in der Luft
 ihre großen einsamen Kreise,
 im Abendstrahle röten sich
 die weißen Schwingen leise
 und die Sonne versinkt, schwarz liegt die Flut,
 der Wind läuft fröstelnd darüber,
 scheu über die blauen Berge blickt
 der rote Mond herüber.
 Septembernebel steigen im Thal
 über dem Dorfe, dem müden, —
 ein letzter schriller Heimwehruß, —
 — die Möwe zieht gen Süden.

Ballade vom Brennesselbusch.

Liebe fragte Liebe: „Was ist noch nicht mein?“
 Sprach zur Liebe Liebe: „Alles, alles dein!“
 Liebe küßte Liebe: „Liebste, liebst du mich?“
 Küßte Liebe Liebe: „Ewig, ewiglich!“ — —

Hand in Hand hernieder stieg er mit Maleen
 Von dem Heidehügel, wo die Messeln stehn,
 Eine Messel brach er, gab er ihrer Hand,
 Zu der Liebsten sprach er: „Uns brennt heißrer Brand!“

Rippe glomm auf Rippe, bis die Luft zum Schmerz,
 Bis der Atem stockte, brannte Herz an Herz.
 Darum, wo nur Messeln stehn am Straßenrand,
 Woll'n wir daran denken, was uns heute band!“ —

Spricht von Treu die Liebe, sagt sie „ewig“ nur, —
 Ach, die Treu am Mittag gilt nur bis zwölf Uhr,
 Treue gilt am Abend, bis die Nacht begann, —
 Und doch weiß ich Herzen, die verbluten dran.

Krieg verschlug das Mädchen, wie ein Blatt verweht,
 Das im Wind die Wege fremder Koppeln geht,
 Und ihr lieber Liebster stieg zum Königsthron,
 Eine Königstochter nahm der Königssohn.

Sieben Jahre gingen, und die Messel stand
 Sieben Jahr an jedem deutschen Straßenrand,
 Wer hat Treu gehalten? Gott alleine weiß,
 Ob nicht wunde Treue brennet doppelt heiß!

Bei der Jagd im Walde stand mit schwerem Sinn,
 Stand am Knick der König bei der Königin,
 Messelblatt zum Munde hob er wie gebannt,
 Und die Spitze brannte, wie sie einst gebrannt:

„Brennettelbusch,
 Brennettelbusch so kleene,
 Wat stehst du so alleene!
 Brennettelbusch,
 Wo is myn Lyd eblewen,
 Un wo is myn Maleen?“

„Sprichst mit fremder Zunge?“ frug die Königin.
 „So sang ich als Junge,“ sprach er vor sich hin.
 Heim sie ritten schweigend, Abend hing im Land, —
 Seine Lippen brannten, wie sie einst gebrannt!

Durch den Garten streifte still die Königin,
 Zu der Magd am Flusse trat sie heimlich hin,
 Welche Wäsche spülte noch im Sternenlicht,
 Tränen sahn die Sterne auf der Magd Gesicht:

„Brennettelbusch,
 Brennettelbusch so kleene,
 Wat stehst du so alleene!
 Brennettelbusch,
 It her de Lyd eweten,
 Dar was ik nich alleen!“

Sprach die Dame leise: „Sah ich dein Gesicht
 Unter dem Gefinde? Nein, ich sah es nicht!“
 Sprach das Mädchen leiser: „Konntest es nicht sehn,
 Gestern bin ich kommen, und ich heiß Maleen!“ —

Viele Wellen wallen weit ins graue Meer,
Eilig sind die Wellen, ihre Hände leer,
Eine schleicht so langsam mit den Schwestern hin,
Trägt in nassen Armen eine Königin. — —

Liebe fragte Liebe: „Sag, weshalb du weinst?“

Kaunte Lieb zur Liebe: „Heut ist nicht mehr einst!“

Liebe klagte Liebe: „Ist's nicht wie vorher?“

Sprach zur Liebe Liebe: „Nimmer — nimmermehr.“

Eine Sondererscheinung, die zwischen den Strömungen steht, ist der Rheinländer **Leo Sternberg** (geb. 1876). In seinen Hauptprofabänden „Der Venusberg“ und „Von Freude Frauen sind genannt“ ist nicht das Hirn, sondern das Gefühl am Werke. Seine Balladen setzen das Werk Fontanes und Müirschhausens mit neuer Kraft und mit Zukunft für diese Dichtungsart fort.

In der Ballade haben sich innerhalb der letzten Jahrzehnte besonders Frauen hervorgetan, allen voran **Agnes Miegel** (geb. 1879), deren „Schöne Agnete“ zu den Perlen neuerer deutscher Dichtung gehört. Hier sei mit Rücksicht auf den literarhistorischen Stoff ¹⁾ ihre „Agnes Bernauer“ zitiert:

Sie sangen am Herd, als die Flamme schied:

„Es ist ein Hof' entsprungen.

Sie sprachen zu ihr, als verklungen das Lied:

„Was hast du nicht mitgesungen?“

Was bist du so blaß, Agnes Bernauerin,
was starrst du so vor dich nieder?“

Sie sprach wie schlafend vor sich hin
und schloß ihre schweren Vieder:

„Mir träumte in der Andrea nacht,
ich sei an die Donau gegangen;
der Himmel glomm in blutiger Pracht,
und die roten Wellen fangen.

¹⁾ S. Hebbels Dramen.

Sie trugen mir zu in schaukelndem Tanz
eine Krone, sternbeschieden,
und wie ich sie hob, war's ein Sterbekranz
von welkenden Rosmarinen."

Den Volkston der Balladendichtung weiß sie gelegentlich
auf andere Lieder zu übertragen:

M ä d c h e n g e b e t .

Ich bitte dich, Herrgott, durch Christi Blut,
bewahre mir meinen lieben Liebsten gut!
Ich bitte dich, Herrgott, aus Herzensgrund,
daß mich mein Liebster küßt auf meinen Mund.

Aniefällig bitt ich dich, bei meiner Seligkeit,
gib, daß er stirbt, wenn er ein' andre freit.

Der feinsinnige **Ferdinand Avenarius** (geb. 1856) gab
die besten seiner reinen, warmherzigen und kräftigen Gedichte
in der Sammlung „Stimmen und Bilder“ und schuf sein
Hauptwerk in der lyrischen Gedichtfolge „Lebe!“, einer Reihe
von Stimmungsbekennnissen, die die Seelenentwicklung eines
jungen Arztes schildern, dem der Tod die einzige geraubt, und
der sich dann aus der Verzweiflung zu kraftvoller Lebensbejahung
durchringt.

L i c h t g e s t a l t e n .

Sahst du noch nicht	Was von erhabenen
Um Sonnenuntergang	Seelen Ewiges
Gestalten	Aus dem Vergänglichen
Goldumleuchtete	Aufwärts stieg:
doben in den	Siehe, so wandelt
schwebenden Banden?	In leuchtenden Höhen
Segnendes	
Über den Suchenden hin,	
Und zu seines Volkes	
Lichteskindern	
Blickt der Umdunkelte	
Dankbar auf.	

Cäsar Flaischlen

(geb. 1864) hat seinen Ruhm mit seinem autobiographischen, ganz lyrisch-rhythmisch gehaltenen Tagebuch- und Briefroman „Jost Seyfried“ begründet. Flaischlen ist vor allem Dyrker; wo das Wort nicht ausreicht, da den Gedanken nur an-
deuten, sei es auch nur durch Punkte, Striche und Lücken — das ist es, nach des Dichters Ansicht, was dem Dyrker erlaubt ist und was er vermag und was auch Flaischlen in seinen Dichtungen anwendet.

R ü g e n .

<p>Tief und still . in grauem Regen liegen Wald und liegen Wiesen . . . tief und still mit müden, schweren Wellen schleppt das Meer zum Strand . . . graue Möwen flügelschlagend</p>	<p>schreien um die Kreidefelsen, und im weißen Dunst der Ferne zieht in breitgeballter Wolke dicken Qualmes, wie der schwarze Schwan des Todes horizontentlang ein Dampfer, tief und still in grauem Regen.</p>
--	---

W a s m ü d e m a c h t !

Das ist es,
was müde macht:
dieses heimliche Warten,
dieses ruhelose
stille Horchen nach der Treppe,
dieses Aufspringen,
wenn es klingelt . . .
statt der erwarteten Freude aber
mit blitzendem Auge,
mit lachendem Mund,
steht ein frierendes Kind draußen,
verhärtet und elend;
und bittet weinend
um ein Stückchen Brot.

Ganz allein für sich steht **Rainer Maria Rilke** (geb. 1875 in Prag), der eine eigene Gemeinde um sich gesammelt hat. Er geht seine eigenen Wege, wenngleich die Tendenzen aller anderen Gruppen, besonders der Symbolisten, im gewissen Sinne an ihm haften. Er selbst spricht seinen inneren Widerstreit aus:

Das ist mein Streit:	Dann stark und breit
sehnsuchtgeweihet	mit tausend Wurzelstreifen
durch alle Tage schweifen.	tief in das Leben greifen
Und durch das Lied	
weit aus dem Leben reifen,	
weit aus der Zeit.	

Die Sehnsucht nach einer neuen Religion äußert er:

Ich lebe grad, da das Jahrhundert geht.
 Man fühlt den Wind von einem großen Blatt,
 daß Gott und du und ich beschrieben hab
 und das sich hoch in fremden Händen dreht.

*

Du darfst nicht warten, bis Gott zu dir geht
 und sagt: ich bin.
 Ein Gott, der seine Stärke eingesteht,
 hat keinen Sinn...

Otto Ernst (D. E. Schmidt, geb. 1862), Lyriker, der gleichzeitig auch über ein hübsches Erzählertalent verfügt und als gemüt- und humorvoller Plauderer bekannt ist.

Ein Freudentag.

Jaja, ich hab mir 'ne Pfeife gekauft,
 Eine Tabakspfeife von Ton!
 Ja, Weibchen, ja: der „Ökonomie“
 Und aller Vernunft zum Hohn!

Haha, ich hab' mir 'ne Pfeife gekauft,
Eine stattliche Pfeife von Ton,
Wie sie Mynheer von Holland raucht,
Der reiche Zuckerbaron!

Ja lache nur, Weib, du hast ganz recht:
Ich Rauch' überhaupt keine Pfeif';
Doch weil ich so überglücklich war,
So mußt ich sie kaufen: begreif'!

Daß unser Junge nun wieder gesund,
Das machte mich wunderfroh.
Und bin ich vergnügt, so kauf' ich was,
Ganz einerlei was und wo.

Und bin ich vergnügt, so verschwend' ich was,
Leichtsinnig, wie ich nun bin.
So bin ich geboren, so sterb' ich einst,
So leb' ich inzwischen dahin.

Und siehst du: so hab' ich die Pfeife gekauft
Ist sie nicht schön und lang?
Ich gab, bei Gott, eine Mark dafür,
Ein Markstück, rund und blank.

Die Pfeif' in der Hand, so schlendert' ich hin
Und sang und summt' beglückt.
Die Spießer glogten und stießen sich an
Und grinnten: „Der ist verrückt.“

Und wenn du, mein Liebchen, dasselbe meinst,
Ich stell' es dir gänzlich frei.
Ich hab' meine Pfeife von feinstem Ton;
Da, Junge, schmeiß sie entzwei!

Roman und Novelle.

Auch die Kunstprosa hat ihren Anteil an den großen literarischen Strömungen der letzten Jahrzehnte, in erster Linie in Frankreich und in Rußland. In den germanischen Ländern war es vorzugsweise das Drama, das die „Richtung“ anbahnte. Dem naturalistischen Roman Zolas, dem soziologisch-

psychologischen Roman Dostojewskis und Tolstois hat die deutsche Literatur nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen.

In Deutschland haben sich Roman und Novelle immer abseits von der großen Heerstraße entwickelt. Der große Epiker bedarf der Stille und Ruhe, um etwas Bleibendes zu gestalten. So haben sich denn auch die größten deutschen Prosaisiker, wie Storm, Meyer, Keller, in ihrem eigenen Schaffen wenig um die Theorien der neuen Strömungen gekümmert. Jedoch sich ganz dem Einfluß der Unterströmungen entziehen vermag schließlich auch kein Epiker, daher sind Roman und Novelle der letzten Jahrzehnte vor allem realistisch bedingt. Das gilt ebenso für Naturalisten wie Symbolisten und Neuklassizisten, für Impressionisten wie Expressionisten und auch für jeden andern Dichter.

Die sozialen Großstadtromane der naturalistischen Erzähler waren nicht von dauerndem Werte. Als einer der besten ragte **Max Krezers** „**M e i s t e r T i m p e**“ hervor, der den Untergang des kleinen Handwerkers durch den Maschinen-Großbetrieb schildert.

Zu den Erzählern des sozialen Realismus, der von warmer Liebe zum Volk beseelt war, gehörte der leider früh verstorbene

Wilhelm von Polenz (1861—1903).

Reich an Kenntnissen von Menschen wie Verhältnissen, reich an Gedanken und Problemen, tief gebildet, vielseitig interessiert und zielbewußt in dem Aufbau seiner dichterischen Werke ist **Polenz** in keinem seiner Bücher Unterhaltungsschriftsteller. Er ist in seinen Hauptwerken der Darsteller derjenigen Stände, Berufe und Institutionen, die heute eine schwere Krisis durchmachen, des Predigerberufes im „Pfarrer von Breiten-dorf“, des Standes der Großgrundbesitzer im „Grabenhäger“, der Ehe in „Thella Büdefind“, vor allem aber des Bauernstandes im „**B ü t t n e r b a u e r**“, seinem **M e i s t e r**-

werk. In einem Einzelschicksal zeichnet Polenz hier ein typisches Zeitbild von der Vernichtung des Bauerntums durch die neue Zeit. Stufenweise und folgerichtig geht ein Lausitzer Bauer infolge der wirtschaftlichen Umwälzungen und seiner individuellen Charakteranlagen zugrunde. Kraftvoll ist die Charakterzeichnung der Bauern, unvergeßlich sind Einzelszenen, echt ist die eigentümliche Atmosphäre von Stadt und Land getroffen. Zitieren wir, was Leo Tolstoj über den „Büttnerbauer“ sagt: „Dieser Roman ist nicht nur eine wahrhaft künstlerische Schöpfung: er ist auch ein schönes Kunstwerk und vereinigt die drei Hauptbedingungen eines wirklich guten Kunstwerkes in hohem Maße in sich. Denn erstens: es ist ein Stoff von hoher Wichtigkeit behandelt; dem Leben des Bauernstandes ist er entnommen, einem Stande, der heute nicht in Deutschland allein, sondern in allen Staaten Europas eine tiefgehende Umwälzung seiner alten, durch Jahrhunderte überkommenen Lebensbedingungen durchmacht. Zweitens ist der Roman mit großer Meisterschaft geschrieben, in schönem Deutsch, das besonders packend wirkt, wenn der Verfasser seine Personen sich eines kernigen, kräftigen Dialekts, wie der Arbeiter ihn spricht, bedienen läßt. Und drittens: Dieser Roman ist ganz durchdrungen von Liebe zu den Leuten, die der Verfasser handelnd auftreten läßt. Der Roman von Polenz ist zweifellos ein prächtiges Erzeugnis der Kunst, darin wird jeder mit mir übereinstimmen, der ihn liest.“

Der Büttnerbauer.

Der Großbauer Traugott Büttner ging mit seinen zwei Söhnen zur Kirche.

Die drei Männer konnten sich sehen lassen. Der Büttnerbauer selbst war ein Sechziger, groß, hager, bartlos, rotbraun im Gesicht, mit graugelbem Haupthaar, das er nach altmodischer Weise lang ins Genick hinab wachsen ließ. Breitspurig und wuchtig trat er mit schweren Stiefeln auf, wie es ihm, dem Besitzer des größten Gutes im Dorfe, zukam. Seine

starken, etwas eckigen Gliedmaßen, die sich ausnahmen wie knorrige Eichenäste, waren in einen Rock von dunkelblauer Farbe mit langen Schößen gezwängt. Die engen Ärmel behinderten ihn offenbar in der Freiheit der Bewegung. Dafür war das auch der nämliche Rock, in welchem der Büttnerbauer vor mehr als dreißig Jahren getraut worden war. Daß der Rock inzwischen etwas knapp geworden in den Schultern und über die Brust, störte den Alten nicht, im Gegenteil! Auf dem langen, straffen Haar trug er einen Zylinder, den das Alter nicht glatter, sondern recht widerhaarig gemacht hatte. Der Bauer schritt zwischen seinen beiden Söhnen: Karl und Gustav.

Karl, der ältere, war die wohlgenährtere und um dreißig Jahre jüngere Ausgabe von Traugott Büttner.

Verschieden von den beiden zeigte sich der jüngere Sohn Gustav, Unteroffizier in einem Kürassierregiment. Vielleicht war es die schmutze Uniform, die seine Figur hob, ihm etwas Gewandtes und Nettes gab, daß er sich von den beiden plumpen Bauerngestalten vorteilhaft abhob. Er war etwas kleiner als Vater und Bruder, sehnig, gut gewachsen, mit offenem, einnehmendem Gesichtsausdruck. Gustav wiegte seinen schlanken Oberkörper ersichtlich in dem Bewußtsein, ein hübscher Kerl zu sein, auf den heute die Augen der gesamten Kirchfahrt von Halbenau gerichtet waren. Nicht selten fuhr seine behandschuhte Rechte nach dem blonden Schnurrbart, wie um sich zu vergewissern, daß diese wichtigste aller Manneszierden noch an ihrem Platze sei. Im Heimatdorfe hatte man ihn noch nicht mit den Tressen gesehen. Zum heurigen Osterurlaub zeigte er sich der Gemeinde zum ersten Male in der Unteroffizierswürde.

Gesprochen wurde so gut wie nichts während des Kirchganges. Hin und wieder grüßte mal ein Bekannter durch Kopfnicken. Zum Ostersonntage war ganz Halbenau auf den Beinen. In den kleinen Vorgärten rechts und links der Dorfstraße blühten die ersten Primeln, Narzissen und Veberblümchen.

In der Kirche nahm der Büttnerbauer mit den Söhnen die der Familie angestammten Kirchenplätze ein, auf der ersten Empore, nahe der Kanzel. Die Büttners gehörten zu der alteingesessenen Bauernschaft von Halbenau.

Gustav Büttner kam heute viel zu spät nach Haus zum Mittagbrot.

Schweigend nahm er auf der Holzbank, am großen vier-eckigen Familientische Platz. Dann heftete er seinen Waffentrock auf, wie um sich Platz zu machen für das Essen. Die Mutter brachte ihm das Aufgewärmte aus der Röhre.

Die Büttnerbäuerin war eine wohlhabige Fünziglerin. Ihr Gesicht mochte einstmals recht hübsch gewesen sein, jetzt war es entstellt durch Unterkinn und Zahnlücken. Sie sah freundlich und gutmütig aus. Gustav sah ihr von den Kindern am ähnlichsten. In ihren Bewegungen war sie nicht besonders flink, eher steif und schwerfällig. Der schlimmste Feind der Landleute, das Reitzen, suchte sie oftmals heim. Eine der Töchter wollte ihr behilflich sein, aber sie ließ es sich nicht nehmen, den Sohn selbst zu bedienen. Der Unteroffizier war ihr Lieblingskind. Sie setzte die Schüssel, die noch verdeckt war, vor Gustav hin und stützte die Hände auf die Hüften. „Nu paß aber mal auf, Gust!“ rief sie und sah ihm schmunzelnd zu, wie er den schützenden Teller abhob. Es war Schweinefleisch mit Speckklößen und Birnen im Grunde des Topfes zu erblicken. „Gelt, dei Leibfrazen, Gust!“ sagte sie und lachte den Sohn an. Sie ließ die Blicke nicht von ihm, während er zulangte und einhieb. Jeden Bissen schien die liebevolle Mutter für ihn mitzuschmecken. Gesprochen wurde nichts. Man hörte das Klappern des Blechlöffels gegen die irdene Schüssel; denn der Unteroffizier ersparte sich den Teller. — In der Ecke schnarchte der alte Bauer, sein Ältester war auf dem besten Wege, ihm nachzufolgen, trotz der Pfeife. Am Ofen, der eine ganze Ecke des Zimmers einnahm, mit seiner Hölle und der breiten Bank, hantierten die jüngeren Frauen an dem dampfenden Aufwuschsaß mit Tellern, Schüsseln und Tüchern.

Endlich war Gustav fertig mit Essen. Zur Freude seiner Mutter hatte er reine Wirtschaft gemacht. Sich streckend und gähmend, meinte er, daß es in der Kaserne so was freilich nicht gäbe.

Inzwischen war der alte Bauer erwacht. „War Gustav doe?“ fragte er, sich mit leeren Augen umsehend. Als er gehört hatte, daß Gustav bereits abgeessen habe, stand er auf und erklärte, mit ihm hinausgehen zu wollen auf die Felder.

Der junge Mann war gern bereit dazu. Er wußte so wie so nicht, wie er den langen Sonntagnachmittag verbringen sollte.

Sie schritten vom Hause, ohne daß einer dem anderen ein Wort gesagt oder einen Wink gegeben hätte, geraden Weges nach dem Pferdestalle; denn hier war der Gegenstand des allgemeinen Interesses untergebracht: eine zweijährige braune Stute, die der Bauer vor kurzem gekauft hatte. Zum dritten oder vierten Male schon besuchte der Unteroffizier, der erst am Abend vorher in der Heimat eingetroffen war, das neue Pferd. Er hatte sich die Stute auch schon ins Freie hinausführen lassen, um ihre Gänge zu beobachten; aber ein Urteil über das Pferd hatte er noch immer nicht abgegeben, obgleich er ganz genau wußte, daß der Alte darauf wartete. Gustav sagte auch jetzt noch nichts, obgleich er prüfend mit der Hand über die Sehnen und Fesseln aller vier Beine gefahren war. Die Büttners warin darin eigentümliche Käuze. Nichts wurde ihnen schwerer, als sich gegen ihresgleichen offen auszusprechen. Oft wurden so die wichtigsten Dinge wochenlang schweigend herumgetragen. Jeder empfand das als eine Last, aber der Mund blieb versiegelt, bis endlich die eherne Notwendigkeit oder irgend ein Zufall die Zungen löste. — Es war fast, als schämten sich die Familienmitglieder, unter einander Dinge zu besprechen, die sie jedem Fremden gegenüber offener und leichteren Herzens geäußert haben würden. Vielleicht, weil jedes die innersten Regungen und Stimmungen des Blutsverwandten zu genau kannte und seine eigenen Gefühle wiederum von ihm gekannt wußte.

Vater und Sohn traten, nachdem man das Pferd genügend geklopft und gestreichelt und ihm die Streu frisch aufgeschüttelt hatte, wieder auf den Hof hinaus. Hier verweilte sich Gustav nicht erst lange. Es hatte sich in der Wirtschaft sonst nichts weiter verändert, seit er das letztemal auf Urlaub gewesen war. Die neu aufgestellten Ferkel und die angebundenen Kälber hatte er schon vor der Kirche mit der Bäuerin besehen. Man schritt nunmehr unverweilt zum Hofe hinaus. Das Gut bestand aus einem langen, schmalen Streifen, der vom Dorfe nach dem Walde hinauslief. Am unteren Ende lag das Gehöft. Im Walde, der zu dem Bauerngute gehörte, entsprang ein Wässerchen, das mit ziemlich starkem Gefälle

zum Dorfbach hinabeilte. An diesem Bächlein lagen die Wiesen des Büttnerschen Grundstückes. Zwischen den Feldern zog sich der breite Wirtschaftsweg des Bauerngutes, mit alten, tief eingefahrenen Gleisen, holperig und an vielen Stellen von Rasen überwachsen, vom Gehöft nach dem Walde hinauf.

Vater und Sohn gingen langsam, jeder auf einer Seite des Weges für sich. Heute konnte man sich Zeit nehmen, heute gab es keine Arbeit. Gesprochen wurde nichts, weil einer vom anderen erwartete, daß er zuerst etwas sagen solle. Bei den einzelnen Schlägen blieb der alte Bauer stehen und blickte den Sohn von der Seite an, das Urteil des jungen Mannes herausfordernd.

Gustav war nicht etwa gleichgültig gegen das, was er sah. Er war auf dem Lande geboren und aufgewachsen. Er liebte den väterlichen Besitz, von dem er jeden Fußbreit kannte. Der Bauer hatte die Hilfe des jüngeren Sohnes in der Wirtschaft all die Zeit über, wo Gustav bei der Truppe war, aufs empfindlichste vermißt.

Karl, der eigentliche Anerbe des Gutes und Hofes, war nicht halb soviel wert als Arbeiter und Landwirt wie der jüngere Sohn.

Sie hatten bereits mehrere Stücke betrachtet, da blieb der Bauer vor einem Kleeschlage stehen. Er wies auf das Stück, das mit dichtem, dunkelgrünem Rotklee bestanden war.

„Sicken Klee hat's weit und breit keinen — Haa! — In Halbenau hoat noch kee Bauer su an Klee gebrocht. Und der hoat in Haber gestanden — Haa! — Do kann sich im April schon der Hoase drine verstacken, in dan Klee!“ —

Er stand da, breitbeinig, die Hände auf dem Rücken, und sein altes, ehrliches, rotes Bauerngesicht strahlte vor Stolz. Der Sohn tat ihm den Gefallen, zu erklären, daß er besseren Klee zu Ostern auch noch nicht gesehen habe.

Nachdem man sich genügsam an dieser Pracht geweidet, ging's langsam auf dem Wirtschaftswege weiter. Nun war das Schweigen einmal gebrochen, und Gustav fing an zu erzählen. Der alte Bauer bekam von allerhand zweckmäßigen Maschinen und Einrichtungen zu hören, die ihm der Sohn zu beschreiben versuchte. „Bei Leiba, bei Leiba!“ rief er ein über das andere Mal erstaunt aus. Die Berichte des Sohnes klangen ihm geradezu ungläublich. Besonders daß es jetzt eine

Maschine geben solle, welche die Garben bände, das wollte ihm nicht in den Sinn. Säemaschinen, Dreschmaschinen, das konnte er ja glauben, die hatte er auch schon selbst wohl gesehen, aber eine Maschine, welche die Garben raffte und band! „Da mechte am Ende ener och a Ding erfinden, das die Alpern stackt oder de Rihe von selber melken tut. Ne, das glob'ch ne! — derno, wenn's suweit käma, da kennten mir Bauern glei gonz einpacken. Si 's su schon schlimm genuche mit a Bauern bestellt. Der Edelmann schind uns, und dar Händler zwickt uns; wenn och noch de Maschinen, und se wullen alles besurgen, derno sein mir Bauern glei ganz hin!“ — Gustav lächelte dazu. Er hatte in den letzten Jahren doch manches bäurische Vorurteil abgestreift. Er versuchte es, den Vater zu überzeugen, daß das mit den neuen Erfindungen doch nicht ganz so schlimm sei; im Gegenteil, man müsse dergleichen anwenden und nutzbar zu machen suchen. Der Alte blieb bei seiner Rede. Zwar hörte er dem Jungen ganz gerne zu; Gustavs lebhaft und gewandte Art, sich auszudrücken, die er sich in der Stadt angeeignet, machte ihm, der selbst nie die Worte setzen gelernt hatte, im stillen Freude und schmeichelte seinem väterlichen Stolze, aber von seiner ursprünglichen Ansicht ging er nicht ab. Das war alles nichts für den Bauern. Solche Neuerungen waren höchstens dazu erfunden, den Landmann zu verderben. Sie waren unter solchen Gesprächen an den Wald gelangt. Der alte Mann wollte nunmehr umkehren. Aber Gustav verlangte noch das „Büschelgewände“ zu sehen, da sie einmal so weit draußen seien. Diese Parzelle hatte der Vater des jetzigen Besitzers angekauft und dem Gute einverleibt.

Der Bauer zeigte wenig Lust, den Sohn dieses Stück sehen zu lassen, und mit gutem Grunde. Das Stück lag brach, allerhand Unkraut machte sich darauf breit. Der Bauer schämte sich dessen.

„Was habt Ihr denn dort stehen heuer?“ fragte Gustav völlig arglos.

„Ne viel Gescheits! Dar Busch dämmt's Feld zu siehre, und a Behntel-Rehe san och allendchen druffe; da kann duch nischt ne gruß warn.“

Er verschwieg dabei, daß dieses Gewände seit anderthalb Jahren nicht Pflug und nicht Egge gesehen hatte.

„Will denn der Graf immer noch unseren Wald kofen?“ fragte Gustav.

Der Böttnerbauer bekam einen roten Kopf bei dieser Frage.

„Ich sullte an Busch verkofen!“ rief er. „Ne, bei meinen Sabzeiten wird suwas ne! 's Gutt bleibt zusomme!“ Die Zornader war ihm geschwollen, er sprach heiser.

„Ich meente och, Vater!“ sagte Gustav beschwichtigend. „Uns nußt der Busch doch nich viel.“

Der Böttnerbauer machte Halt und wandte sich nach dem Walde zu. „Ich verkofe och nich an Fußbreit von Gutte, ich ne! Macht Ihr hernachen, was der wullt, wenn 'ch war tud sein. Bun mir kriegt dar Graf dan Buusch ne! Und wenn er mir noch su vill läßt bietan. Meenen Buusch kriegt ar ne!“ Der Alte ballte die Fäuste, spuckte aus und wandte dem Walde den Rücken zu.

Gustav schwieg wohlweislich. Er hatte den Vater da an einer wunden Stelle berührt. Der Besitzer der benachbarten Herrschaft hatte dem alten Bauer bereits mehr als einmal nahe legen lassen, ihm seinen Wald zu verkaufen. Die Herrschaft Saland, die größte weit und breit, war durch die Regulierung und die Gemeinheitsteilung und später durch Ankauf von Bauernland zu ihrer jetzigen Größe angewachsen. Das Böttnersche Bauerngut lag bereits von drei Seiten unklammert von herrschaftlichem Besitz. Der Böttnerbauer sah mit wachsender Besorgnis dem immer weiteren Vordringen des mächtigen Nachbarn zu. Seine Ohnmacht hatte allmählich eine grimmige Wut in ihm erzeugt gegen alles, was mit der Herrschaft Saland in Zusammenhang stand. Verschärft war seine Gehässigkeit noch worden, seit er bei einem Konflikte, den er mit der Herrschaft wegen Übertritts des Damwildes auf seine Felder gehabt, in der Wildschadenersatzklage abschlägig beschieden worden war.

Man schritt den Wiesenpfad hinab, am Bache entlang. Der Rückweg wurde schweigend zurückgelegt. In dem Gesichte des Alten zuckte und witterte es. Ehe sie das Haus betraten, hielt er den Sohn am Arme fest und sagte ihm ins Ohr: „Ich will der amal a Briefel weisen, Gustav, das 'ch gekriegt ha'. Komm mit mer ei die Stube!“

Der Böttnerbauer ging voraus in die Wohnstube. Außer der alten Bäuerin war hier nur die Schwiebertochter anwesend.

Der Bauer begann in einem Schubfache zu kramen. „Woas suchst de denne, Büttner?“ fragte die Bäuerin. „'s Briefel von Karl Leberechten.“

„Dos ha'ch verstaakt!“ rief die alte Frau, und kam aus ihrer Ecke hervorgehumpelt. „Wart ad, wart!“ Sie suchte auf der Kommode, dort lag in einem Schächtelchen ein Schlüssel, mit diesem Schlüssel ging sie zum Spind, schloß es auf und entnahm dem obersten Brett ein altes Buch mit vielen Einlagen und Buchzeichen. In dem Buche blätterte sie eine Weile, bis sie endlich auf das gesuchte Schreiben kam. „Doe is er!“ Der Büttnerbauer berührte den Brief wie alles Geschriebene mit besonderer Vorsicht, ja mit einer Art von Scheu. Dann schob er ihn dem Sohne hin: „Ease a mal dos, Gustav!“

Der Briefbogen hatte großes Quartformat und trug rechts oben eine Firma: „C. G. Büttner, Materialwarenhandlung en gros und en détail.“ Folgte die Ortszeichnung.

Gustav sah nach der Unterschrift. Sein eigener Name stand darunter: Gustav Büttner. Der Brieffschreiber war demnach sein ihm gleichaltriger Vetter, Kompagnon im Geschäfte des alten Karl Leberecht Büttner. Gustav hatte Onkel und Vetter ein einziges Mal gesehen in seinem Leben, als sie vor Jahren dem Heimatdorfe einen flüchtigen Besuch von der Stadt aus abgestattet.

Der Brief war durchaus in geschäftlichem Stile gehalten und enthielt nichts, was darauf hindeutete, daß Schreiber und Empfänger in naher Blutsverwandtschaft standen.

Vater und Mutter hielten sich hinter dem Sohne, während er las, und blickten ihm über die Schulter.

„Habt Ihr schon was derzu getan, Vater?“ meinte Gustav, als er fertig war mit Lesen.

„Wie meenst de?“ fragte der Alte und sah ihn verständnislos an.

„Ob Ihr schon derzu getan habt wegen an Gelde? Am ersten Juli müßt Ihr zahlen.“

„Siehst de, Moann!“ rief die Bäuerin. „Ich ho dersch immer geseut, de mechtest federn und nach an Galde sahn.“ „Ich bin o schon, und ich ha mich befrogt im a Galde. Bei Kaschelernten bi'ch gewast; der spricht, ar wullt mersch ad gahn, wenn'ch'n sechsdehalb Prozent versprechen täte.“

„Das sieht dem Kujon ähnlich!“ rief Gustav. Sein Onkel Kaschel war der Inhaber des Kretschams von Halbenau. Er war Witwer, ehemals mit einer Schwester des Büttnerbauern verheiratet. Er galt in Halbenau, wo Bargeld ziemlich rar war, für den ersten Kapitalisten.

„Da mechte aber bald Rat werden,“ sagte Gustav nachdenklich. „Sonst werdet Ihr verklagt, Vater!“

„Mei Heiland! Siehste's, Moann!“ rief die Bäuerin. „Ich ho's schon immer geseut über den Bauer: mir wen noch gepfändt, ho'ch ibern geseut, de werscht's derlaben, Traugott!“

„Nu, dos gieb 'ch do ne von Karl Veberechten!“ meinte der Alte; aber sein unsicherer Blick zeigte, daß ihm nicht ganz geheuer zumute sei.

„Die werden wohl nich lange sackeln!“ meinte Gustav.

„Siehste, Traugott, siehste! Gustav meent och su!“ rief die Bäuerin. „Su is er aber nu, der Vater. Er bedenkt sich, und er bedenkt sich, und er tut nischt derzu. Er werd's nuch soweit bringa, daß se'n's Gut wagnahmen kumma.“

Der Büttnerbauer warf seiner Ehehälfte einen finsternen Blick zu. Das Wort hatte ihn getroffen. „Halt de Fresse, Frau!“ rief er ihr zu. „Was verstiehist denn du von a Geschäften!“ Die Bäuerin schien mehr betrübt als beleidigt über diese Worte des Gatten. Sie zog sich schweigend in ihre Ecke zurück. Gustav überlegte eine Weile, welchen Rat er seinem Vater geben solle. Einen Augenblick dachte er daran, dem Vater abermals vorzuschlagen, daß er seinen Wald an die Herrschaft verkaufen möchte. Aber dann fiel ihm ein, wie dieser Vorschlag den Alten vorhin erboht hatte. Er kannte seinen Vater, den hatte noch niemals jemand von seiner Ansicht abgebracht.

„Ich weiß keenen anderen Rat, Vater,“ sagte er schließlich. „Ihr müßt in die Stadt. Hier weit und breit is doch keen Mensch mit Gelde, außer Kaschelernsten. In der Stadt, dächt'ch, müßte doch Geld zu bekommen sein.“

„Das ho'ch och schon gedacht!“ meinte der Büttnerbauer mit nachdenklicher Miene.

Es trat ein langes Schweigen ein.

Das Büttnersche Gut war eine der ältesten spannsfähigen Stellen im Orte. Es war, wie die Kirchenbuchnachrichten auswiesen, stets mit Leuten dieses Namens besetzt gewesen. Lange vor dem großen Kriege schon hatten die Büttner dem Dorfe mehrere Schulzen geschenkt. Und unter den alten Grabsteinen auf dem Kirchhofe war mancher, der diesen Namen aufwies.

Während des Dreißigjährigen Krieges, wo Halbenau und Umgegend mehrfach arg mitgenommen wurden, war mit dem „großen Sterben“ auch die Büttnersche Familie bis auf vier Augen ausgestorben. Seitdem gab es nur noch diesen einen Zweig in Halbenau. Nicht, daß es der Familie an Nachwuchs gefehlt hätte! aber, entweder heirateten die jüngeren Söhne nicht, oder wenn sie eigene Familien begründet hatten, blieben sie doch mit Frau und Kind auf dem Hofe ihrer Väter, halfen bei der Bestellung und arbeiteten die Frondienste für den Grundherrschaft ab. Die Kinder mußten, wie üblich, der Gutsherrschaft zum Zwangsgefindedienst angeboten werden. Man befand sich ja nicht auf eigenem Grund und Boden; der Gutsherr hatte die Obrigkeit und besaß Verfügungsrecht über Land und Leib seiner Untertanen. Aber die besondere Stellung der Büttnerschen Familie, ihre Tüchtigkeit und Nützlichkeit war auch von seiten der Gutsherrschaft respektiert worden. Niemals war einer aus diesem Gute, wie es in der Zeit der Erbuntertänigkeit den Bauern nicht selten zu geschehen pflegte, in eine geringere Stelle versetzt worden. Man leistete durch Spanndienste und Handdienste der Herrschaft ab, was man ihr schuldig war. Großen Wohlstand hatte man dabei nicht sammeln können; dazu war auch die Kopffzahl der Familie meist zu stark gewesen und der Boden zu ärmlich. Aber man hatte nichts eingebüßt an Land und Kraft in den Zeiten der Hörigkeit, die nur zu viele Bauern herabgedrückt hat zur Unselbständigkeit und Stumpfheit des abhängigen Subjekts. Und der Hausverband, die Zusammengehörigkeit der Familie war gewahrt worden.

Unter dem Großvater des jetzigen Besitzers trat die Bauernbefreiung in Kraft. Die Erbuntertänigkeit wurde aufgehoben, alle Fronen abgelöst. Bei der Regelung verlor das Bauerngut ein volles Drittel seiner Fläche an die Herrschaft.

In dem Vater des jetzigen Büttnerbauern erreichte die Familie einen gewissen Gipfelpunkt. Er war ein rühriger

Mann, und es gelang ihm, sich durch Fleiß und Umsicht, begünstigt durch gute Jahre, zu einiger Wohlhabenheit emporzuarbeiten. Durch einen günstigen Kauf verstand er es sogar, den Umfang des Gutes wieder zu vergrößern. Vor allem aber legte er das erworbene Geld in praktische und bleibende Verbesserungen des Grundes und Bodens an.

Es war kein kleines Stück für den Mann, sich dem Vordringen des benachbarten Rittergutes gegenüber, das sich durch Ankauf von kleineren und größeren Parzellen im Laufe der Jahre zu einer Herrschaft von stattlichem Umfange erweitert hatte, als selbständiger Bauer zu erhalten. Unter diesem Besitzer war die Familie, dem Zuge der Zeit folgend, in alle Windrichtungen auseinandergeflogen. Nur der älteste Sohn, Traugott, war als zukünftiger Erbe auf dem väterlichen Hofe geblieben. Als der alte Mann ziemlich plötzlich durch Schlagfluß starb, fand sich kein Testament vor. Als echtem Bauern war ihm alles Schreibwesen von Grund der Seele verhaßt gewesen. Gegen Gerichte und Advokaten hatte er ein tiefeingefleischtes Mißtrauen gehegt. Zudem war der Alte einer von denen, die sich nicht gern daran erinnern ließen, daß sie der Welt einmal Valet sagen müssen. Auch schien jede Erbbestimmung unnötig, weil als selbstverständlich angenommen wurde, daß, wie seit Menschengedenken, auch diesmal wieder der Älteste das Gut erben werde, und daß sich die übrigen Geschwister murrlos darein finden würden.

Das kam nun doch etwas anders, als der Verstorbene angenommen hatte.

Es waren fünf Kinder vorhanden und die Witwe des Dahingeshiedenen. Traugott, der Älteste, war durch den Tod des Vaters Familienoberhaupt und Bauer geworden. Der zweite Sohn hatte vor Jahren das Dorf mit der Stadt vertauscht. Ein dritter war auf der Wanderschaft nach Osterreich gekommen und dort sitzen geblieben. Außer diesen drei Söhnen waren zwei Töchter da. Die eine war mit dem Bretschamwirt von Halbenau verhehlicht, die andere hatte einen Mühlknappen geheiratet, mit dem sie später von Halbenau fortgezogen war.

Im Erbe befand sich nur das Bauerngut mit Gebäuden, Borräten und Inventar. Das bare Geld war zu Ausstattungen der Töchter und zu Meliorationen verwendet worden. Der älteste Sohn erklärte sich bereit, das Erbe anzutreten und

die übrigen Erben mit einer geringfügigen Auszahlung abzufinden, wie es der oftmals ausgesprochene Wunsch des Verstorbenen gewesen war. Aber der Alte hatte da mit einer Gesinnung gerechnet, die wohl in seiner Jugend noch die Familie beherrscht hatte: der Gemeinfinn, der aber dem neuen Geschlechte abhanden gekommen war. Zugunsten der Einheitlichkeit des Familienbesitzes wollte keiner der Erben ein Opfer bringen.

Es wurde Taxe verlangt zum Zwecke der Erbregulierung. Als diese nach Ansicht der Pflichttheilsberechtigten zu niedrig ausfiel, focht man die Erbschaftstaxe an und forderte Versteigerung des Gutes.

Der älteste Sohn, der sein ganzes Leben auf dereinstige Übernahme des väterlichen Gutes zugeschnitten hatte, wollte den Besitz um keinen Preis fahren lassen. Er erstand schließlich das Gut zu einem von seinen Geschwistern künstlich in die Höhe geschraubten Preise.

Natürlich war er außer stande, die Erben auszuzahlen. Ihre Erbteile wurden auf das Gut eingetragen; Traugott mußte froh sein, daß man ihm das Geld zu vier Prozent stehen ließ. So saß denn der neue Büttnerbauer auf dem väterlichen Grundstücke, das mit einem Schlage aus einem unbelasteten in ein über und über verschuldetes verwandelt worden war. Es kamen Kriege, an denen Traugott Büttner teilnahm. Die schlechten und die guten Zeiten wechselten wie Regen und Sonnenschein. Aber die guten Jahre kamen dem Braven nicht recht zu statten, da er nicht kapitalkräftig genug war, um den allgemeinen Aufschwung und die Gunst der Verhältnisse auszubeuten. Die schlechten Jahre dagegen drückten auf ihn wie ein Panzerkleid auf einen schwachen und wunden Leib.

Der Büttnerbauer war freilich nicht der Mann, der sich leicht werfen ließ.

Sein Gut war ausgedehnt, die äußersten Feldmarken lagen in beträchtlicher Entfernung von dem am untersten Ende eines schmalen Landstreifens gelegenen Hofe. Der Boden war leicht und die Ackerkrume von geringer Mächtigkeit. Dazu waren die Bitterungsverhältnisse nicht einmal günstige; denn nach Norden und Osten lag das Land offen da, vom Süden und Westen her aber wirkten Höhenzüge ein, Kälte und Feuchtigkeit befördernd und die warme Jahreszeit abkürzend. Der

Acker trug daher nur spärlich zu, der Emsigkeit und der rastlosen Anstrengung des Bauern zum Troste. Die Zinsen verschlangen die Ernten. Die Schulden mehrten sich langsam, aber sicher. An Meliorationen konnte man nicht mehr denken. Wenn der Bauer auch hie und da einen Anfang machte, stärker zu düngen, Abzugsgräben baute, an den Gebäuden besserte und flickte oder auch neues Gerät anschaffte, so warfen ihn unvorhergesehene Unglücksfälle: Hagelschlag, Viehseuchen, Erkrankungen, Tod und sonstiges Elend immer wieder zurück und verdarben ihm seine Arbeit.

Es war der Verzweilungskampf eines zähen Schwimmers in den Wellen, der sich mit aller Anstrengung gerade nur über Wasser zu erhalten vermag.

In diesem Kampfe war der Büttnerbauer ein Sechziger geworden.

*

Der Büttnerbauer fuhr in der Kreisstadt ein. Er spannte wie immer im Gasthose „Zum mutigen Ritter“ aus. Nachdem er seinen Kappen in den Stall geführt und selbst versorgt hatte, begab er sich auf den Markt.

Nachdem sich der Büttnerbauer eine Weile hier aufgehalten, verließ er den Marktplatz wieder. Es waren ihm allerhand Bedenken gekommen. Bei dieser Art zu handeln, wie sie hier in so lauter und nachlässiger Weise von den Händlern getrieben wurde, schien es ihm auf ein Betrügen des Landmannes herauszukommen.

Heute lag ihm daran, einen möglichst hohen Preis zu erzielen aus seinem Hafer.

Nun entsann er sich, daß er vorm Jahre in einem Getreidegeschäft der inneren Stadt für Roggen einen guten Preis bezahlt erhalten hatte. Das Geschäft schickte ihm seitdem vierteljährlich seinen Katalog zu. Erst vor ein paar Tagen noch war ihm ein solcher Prospekt in die Hände gefallen. Die Zahlung der „höchstmöglichen Preise“ und die „kulantesten Bedingungen“ wurden darin versprochen.

Der Bauer meinte, er könne es mit Samuel Harrassowitz wieder einmal versuchen. War dort nichts zu machen, dann konnte man den Hafer ja immer noch auf dem Markte loschlagen.

Das Geschäft von Harrassowitz lag in einer ziemlich engen Gasse zu ebener Erde. Man trat zunächst in eine tonnenartige Einfahrt, die in einen gepflasterten Hof einmündete. Eine Seitentür führte von der Einfahrt aus in das Kontor.

Der Büttnerbauer trat, seinen Hut schon vor der Tür abnehmend, nachdem er angeklopft hatte, ein. Ein junger Mann mit einer Brille sprang von seinem Schemel herab, kam auf den Bauer zu und fragte, was er wünsche. Der Alte meinte, er habe etwas Hafer zu verkaufen. Wieviel es sei, fragte der junge Mensch, die Feder an seinem Ärmel auswischend.

„Sacke a Sticker zahne kennten's schon sein,“ gab der Büttnerbauer zurück.

Der Jüngling lächelte darauf überlegen und meinte, daß sein Haus sich mit „Detailinkäufen“ nicht abgebe.

Für den Bauer war die Ausdrucksweise des jungen Herrn unverständlich. Es gab Frage und Antwort und abermaliges Fragen. Die Schreiber drehten sich auf ihren Sesseln um und betrachteten sich den alten Mann im altväterischen Rocke mit spöttischen Mienen.

Darüber war ein mittelgroßer, zur Korpulenz neigender Mann mit kahlem Kopfe, gebogener Nase und brandrotem Backenbart von einem Nebenraume aus ins Kontor getreten. Sofort fuhren alle Drehschemel wieder herum, und die jungen Leute steckten mit gebeugten Rücken die Nasen eifrig in ihre Schreiberei.

Samuel Harrassowitz — denn er war es selbst — maß die Gestalt des Bauern mit spähemdem Blicke. Dann trat er auf ihn zu, streckte die Hand aus, lächelte verbindlich und sagte: „Grüß Sie Gott, mein lieber Herr Büttner! Was steht zu Ihren Diensten?“

Der Bauer war völlig überrascht. Woher kannte ihn dieser Herr? Er konnte sich nicht entsinnen, dieses Gesicht jemals gesehen zu haben.

„Ich werde sie doch wahrhaftig kennen, Herr Büttner!“ meinte der Händler. „Sie sind eine bekannte Persönlichkeit bei uns. Besitzen Sie nicht ein schönes Gut in Halbenau — nicht wahr?“

Der Bauer stand da mit offenem Munde, starrte jenen an, der ihm die Allwissenheit in Person schien, und konnte sich von seinem Staunen gar nicht wieder erholen.

„Kenne Sie! Kenne Sie ganz gut, Herr Büttner! Also, womit können wir dienen?“

Der junge Mann raunte inzwischen seinem Chef mit halblauter Stimme etwas zu. „Nun, und ich hoffe stark, daß Sie Herrn Büttner den Hafer abgenommen haben, Herr Bellwitz!“ rief der Händler. „Ich dachte ...“ meinte der so Angeredete. — „Ach was, dachte! Sie denken immer! Verscherzen mir darüber womöglich eine solche Kundschaft. — Natürlich nehmen wir den Hafer, Herr Büttner! Unbesehen nehmen wir alles, was Sie uns bringen. Haben Sie den Hafer mit in der Stadt?“

Der Büttnerbauer brachte mit Rücken und Berren ein Säckchen von grauerleinwand aus seiner hinteren Rocktasche hervor.

„Ach so, eine Probe! Ist eigentlich gar nicht nötig, Herr Büttner. Kennen Ihre Ware schon. Prima, natürlich!“ Er öffnete das Säckchen aber dennoch und ließ die Körner prüfend durch die Finger gleiten. „Kaufen wir! Geben den höchsten Marktpreis. Herr Bellwitz, gleich einen Mann nach dem ‚Mutigen Ritter‘ schicken! Der Hafer soll her. — Inzwischen kommen Sie mal auf ein Augenblickchen hier herein, mein guter Herr Büttner! Sie müssen mir etwas über den Saatenstand bei Ihnen da draußen erzählen.“

Der Bauer befand sich, ehe er sich dessen recht versehen, im Nebenzimmer, einem kleinen Gemache, dessen einziges Fenster nach dem Hofe hinausführte. Dort wurde er auf's Sofa genötigt; der rotbärtige Händler nahm ihm gegenüber am Tische Platz.

„Nun, lieber Herr Büttner, wie steht's denn, wie geht's denn in Halbenau? Ich kenne dort verschiedene Ökonomen. Mittlerer Boden — was! Biegt auch schon ein bißchen hoch — was? Sie leiden an späten Frösten. Nachher will das Korn nicht recht schütten, wenn's vorher noch so schön gestanden hat. Kenne das, kenne die ganze Geschichte. — Also nun erzählen Sie mir mal. Wie weit ist es mit der Sommerung?“

„Mei Suhn und de Madel stacken heite de letzten Apern. Hernachen is nur noch's Kraut. In a Wochen a zwee noch hin, denk'ch, sein mer fertig.“

„Gratuliere, gratuliere!“

Der Bauer berichtete, daß der Roggen gut durch den Winter gekommen und nur wenig ausgewintert sei. „Ene wohre Pracht! Wie ene Bürschte, weesß der Hohle, wie ene Bürschte steht Sie das Korn!“

„Nun, das ist ja hocheufreulich zu hören! Da hätten wir also die schönsten Aussichten für eine gute Ernte. Da wird wieder mal schönes Geld unter die Leute kommen! Und hat der Bauer Geld, dann hat's die ganze Welt.“

„Das mechte och sein — das mechte freilich sein, Herr Harrassowitz!“ meinte der Büttnerbauer und kratzte sich hinter den Ohren. „'s Geld is sihere rar gewest. Ne, ach Gott, zu rare ist dos gewest in der letzten Zeit, Herr Harrassowitz!“

„Nun, Sie werden doch nicht etwa klagen wollen, Herr Büttner! Sie, mit Ihrer schönen Besizung! — Wie groß ist denn das Gut, wenn ich fragen darf?“

„Zweemalshundert und a paaren dreißig Morgen, alles in allem.“

„Das wäre ja bald ein kleines Rittergut! Und da wollen Sie lamentieren! Ich bitte Sie, guter Herr Büttner, was sollen denn dann die kleinen Leute machen!“

„Zu, wenn och de vielen Abgaben ne wären und de Gemeenelasten und de Schulden.“

„Ich weiß, ich weiß, es lastet vielerlei auf dem Ökonomen heutzutage. Sind denn die Abgaben und Lasten so bedeutend in Halbenau?“

Der Büttnerbauer schüttete darüber sein Herz gründlich aus. Harrassowitz ließ ihn reden; nur manchmal warf er eine Bemerkung ein, die den einmal Warmgewordenen veranlaßte, mehr und mehr von seinen Verhältnissen aufzudecken.

Jetzt war der Büttnerbauer bei seinem Hauptbeschwerneis angelangt: seinem mächtigen Nachbarn, der Herrschaft Saaland. Der Bauer erzählte, daß er so gut wie eingeschlossen sei durch das Dominium. Dann ereiferte er sich über den Wildschaden.

„Schrecklich! aber dafür hat natürlich so ein Graf gar keinen Sinn!“ rief der Händler mit dem Ausdruck höchster Entrüstung, „wenn sich's nur um Bauernflur handelt. Traurige Zustände sind das! Hat Ihnen der Graf denn schon mal ein Angebot machen lassen wegen Ihres Gutes?“

Der Büttnerbauer berichtete, daß der Graf schon seit Jahren um seinen Wald handle, aber daß er ihm nicht einen Fußbreit abzulassen gesonnen sei. Harrassowitz horchte scharf hin auf diese Angaben. Dann nahm er auf einmal wieder eine nachdenkliche Miene an.

„Ja, das sind traurige Verhältnisse! Das zehrt am Vermögen, das will ich schon glauben. Da haben Sie doch allerhand Sorgen, mein guter Herr Büttner. Haben Sie denn etwa auch Hypothekenschulden auf Ihrem Gute?“

„O Jerum!“ rief der Bauer bei dieser Frage, die mit der unbefangenen Miene der Welt gestellt wurde.

„O Jerum!“ Er fuhr empor von seinem Sitz. „Hypothekenschulden! die tun freilich zulangen, tun die! Wenn's wos winger warn, kinnt's och basser sein.“

„Nun, was haben Sie denn so ungefähr drauf stehen? Ich frage aus wirklichem Interesse.“

Der Bauer rechnete eine Weile. Dann sagte er, die Stimme dämpfend, mit bedrückter Miene: „A Märker a zweeundzwanzigtausend kennen's schu sein, die druffe stiehn, Herr Harrassowitz.“

Der Händler ließ ein leises Pfeifen ertönen, zog die Brauen in die Höhe und wiegte den Kopf hin und her. „Das ist ein bißchen stark!“

„Newuhr, 's is vill?“ meinte der Alte, ganz in sich zusammensinkend und trostlos zur Erde blickend.

„Wie in aller Welt wollen Sie denn da die Zinsen herauswirtschaften, Herr Büttner?“ — Harrassowitz nahm ein Stück Papier zur Hand und begann zu rechnen. „Ja, mein Lieber, das ist ja ein Mißverhältnis! Und da wollen Sie auch noch davon leben, Sie und Ihre Familie! Das ist ja rein unmöglich. Da lügen Sie sich einfach in den Beutel, mein Bester!“

„Ja, 's is schwer, 's is aben schwer!“ meinte der Büttnerbauer seufzend. „Man mechte manchmal salber zum Taler wern, um da Zinsen och immer richtig zu bezahla. Ges muß sich abrauern und abschinden muß mer sich, vun frih bis abend. Ne a mal satt essen mecht man, weil's hinten und vurne ne zulange tut. Ne, 's is a Vuderlaben, wenn ees suwills Schulden hat wie der Hund Flöhe.“

„Und das ertragen Sie so ruhig? Das verdanke ich Ihnen, offen herausgesagt, sehr, daß Sie sich für Ihre Gläubiger so abquälen.“

„Ju, wos soll unseres denne angohn? Ich ha's Gutt dych glei su verschuldt übernumma. Billiger wullten de Geschwister mir's dych ne iberlassen.“

„Da gibt's eben nur ein Mittel, mein Vieber: schmeißen Sie den Gläubigern die ganze Geschichte hin. Sagen Sie einfach: ich tue nicht weiter mit. Mag's doch ein anderer versuchen, die Zinsen herauszuwirtschaften, ich kann's nicht, ich hab's satt! — Passen Sie mal auf, was für Gesichter die dann machen werden. Von denen übernimmt's keiner, verlassen Sie sich darauf! Die werden dann schon kommen und Sie bitten, daß Sie doch nur um Gottes willen weiter auf dem Gute bleiben möchten, damit die Hypotheken nicht ausfallen. So was ist schon öfters mit Erfolg gemacht worden.“ Der Büttnerbauer schüttelte den Kopf. Er wolle auf seinem Gute bleiben, erklärte er. Er hoffe auch durchzukommen und seine Zinsen richtig bezahlen zu können, wenn nur bessere Zeiten kämen, und wenn ihm inzwischen jemand helfend unter die Arme greifen wolle.

Inzwischen waren die Hafersäcke vom ‚Mutigen Ritter‘ herangeschafft worden und wurden im Hofe abgeladen. Der junge Mann aus dem Kontor trat ein und machte Meldung davon. „Da wollen Sie also Ihr Geld gefälligst in Empfang nehmen, Herr Büttner,“ sagte der Händler. „Born an der Kasse. Ich komme mit Ihnen.“

Der Bauer empfing am Kassenspult das Geld und mußte über den Empfang quittieren. Das nahm einige Zeit in Anspruch, da seiner Hand das Schreiben nicht mehr recht geläufig war. Endlich war er mit der schwierigen Prozedur zustande gekommen. Trotzdem er sein Geld längst durchgezählt und eingesackt hatte, blieb er noch stehen, zaudernd, seinen Hut in den Händen drehend, als habe er noch etwas auf dem Herzen.

Dem scharfen Auge des Händlers war das auffällige Benehmen des Alten nicht entgangen. Er kam hinter dem Ladentische vor, wo er mit einem der Kontoristen verhandelt hatte. „Nun, Herr Büttner, kann ich Ihnen vielleicht noch mit etwas dienen? Wir haben auch künstlichen Dünger, ein reichhaltiges Lager. Haben Sie da keinen Bedarf?“

„Ne, ne!“ meinte der Bauer. „Da mag'sch nischt darvon. Aber was anderes wollt'ch Se noch derzahlen; wenn Se da vielleicht an Rat wißten. — Mir is one Hipethete gekindgt wurden. Uf Johanni muß'ch zahlen.“

„Sehen Sie einmal an!“ rief der Händler und stellte sich erstaunt. „Da werde ich Ihnen wohl nicht helfen können. Hypotheken, das gehört nicht in meine Branche.“ — Aber er nahm den Bauern doch wieder mit in das Hinterzimmer.

„Also eine Hypothek ist Ihnen gekündigt auf den Johannistermin. An welcher Stelle steht sie? wie ist der Zinsfuß? wie läuft sie aus?“

Harrassowitz stellte die verschiedenen Kreuz- und Querfragen. Dann rechnete er für sich. Der alte Bauer beobachtete währenddessen das Mienenspiel des Händlers sorgenvoll. Er sah mit Schrecken, das Harrassowitz in einem fort bedenklich den Kopf schüttelte und die Brauen in die Höhe zog.

Endlich erhob sich der Mann und trat dicht vor den Bauern hin, ihm in die Augen blickend mit ernster Miene. Er könne das Geld nicht beschaffen, erklärte er. Er sei Kaufmann und nichts als Kaufmann, und es gehöre nicht zu seinen Gepflogenheiten, Güter zu beleihen. Aber da er gemerkt habe, daß der Büttnerbauer ein redlicher und solider Mann sei, wolle er ihm helfen. Er habe einen Geschäftsfreund, einen durchaus feinen Mann, zu dem wolle er den Bauern führen, der werde ihm die Hypothek möglicherweise decken. Aber nur dem Bauern zu Gefallen wolle er es tun, rein zum Gefallen. Denn er bemenge sich sonst nicht mit dergleichen.

Darauf ging Herr Samuel Harrassowitz ans Telephon und klingelte an. „Guten Morgen! Ist Herr Schönberger im Kontor? — Möchte ihn auf einen Augenblick sprechen... Danke!“

Der Bauer sah mit Staunen dem Beginnen des anderen zu. In seinem Leben hatte er noch nichts von einem Fernsprecher gehört, geschweige denn eine solche Vorrichtung gesehen.

Harrassowitz stand neben dem Apparate und lachte über den komischen Schrecken des Alten. „Nehmen Sie mal das Ding ans Ohr, Herr Büttner!“ rief er und hielt ihm den Hörer hin. „Machen Sie nur! Es heißt nicht.“ Der Bauer war nicht zu bewegen, den Hörer anzufassen. Inzwischen kam Antwort.

„Hier Harrassowitz!.. Ja!.. 'n Morgen, Schönberger! Herr Gutsbesitzer Büttner aus Halbenau ist hier bei mir, wünscht gekündigte Hypothek belegt zu haben. Kann ich mit ihm zu Ihnen kommen?“

Eine längere Pause entstand, während der Harrassowitz gespannt horchte. Dann lachte er auf einmal laut auf, und den Bauern höhnisch von der Seite anblickend, immer den Hörer am Ohr, rief er in den Fernsprecher: „Der Kaffer braucht ehn, dringend. Feines Massematten... Ach was! Bist meschuke! — Wie?... Is besoll. Wir machen's in Kippe, natürlich... Versteh nicht! Der Kaffer ist halb meschulleh. Geb dir Rebussim... Schön! Bringe ihn. Auf Wiedersehen. Schluß!“

„Das nennt man Telephon oder Fernsprecher, mein Vieber!“ sagte Harrassowitz und klopfte dem Alten mit spöttischem Grinsen auf den Rücken. „Sehen Sie, da haben Sie wieder was Neues kennen gelernt und können Ihren Leuten da draußen was erzählen.“

Man wolle nun zu Herrn Schönberger gehen, meinte er und nötigte den Bauern zur Tür.

Das Kredit- und Vermittlungsbureau von Isidor Schönberger lag am anderen Ende der Stadt, ebenfalls in einem engen Winkelgäßchen. Harrassowitz trat aber nicht in das Kontor, führte den Bauern vielmehr durch den Hausgang in eine Hinterstube.

Hier saß in einem abgeschabten Lederfauteuil vor seinem Schreibtische ein fetter Mann, kahlköpfig, mit dunklen, großen Augen, die ihm, aus tiefen Höhlen über die gebogene Nase hinwegspähend, etwas von einer großen Gule gaben.

„Morgen, Schönberger!“

„Morgen, Sam!“ Der fette Mann rührte sich nicht auf seinem Stuhle, mit dem er verwachsen zu sein schien. Harrassowitz, unter dem Namen „Sam“ weit und breit in der Handelswelt bekannt, schien die Gewohnheiten seines Freundes zu kennen. Er rückte selbst Stühle heran, forderte den Bauern auf, Platz zu nehmen und setzte sich.

„Hier bringe ich Ihnen also meinen Geschäftsfreund, den Herrn Gutsbesitzer Büttner. Ich kenne den Mann. Er ist gut. Sie können ihm unbedenklich Kredit eröffnen.“ Schönberger zuckte die Achseln mit verdrießlicher Miene. Dann be-

gann er mit belegter Stimme, etwas anstoßend zu sprechen: In gegenwärtiger Zeit auf Grund und Boden Geld zu borgen, sei bedenklich. Jetzt, wo Subhastationen an der Tagesordnung seien, und die Bauern noch öfter pleite machten als die Industriellen.

„Für den hier garantiere ich!“ rief Harrassowiz. „Das ist einer vom alten Schrot und Korn. Der ist durch und durch solid!“ Dabei tätschelte er den Bauern. „Was? der macht uns nicht bankrott, nicht wahr?“

Aber Isidor Schönberger blieb bei seiner Ablehnung. Er habe zu viele schlechte Erfahrungen gemacht in der letzten Zeit. Habe seine Zinsen nicht erhalten, sei bei Zwangsversteigerungen ausgefallen und um sein Geld betrogen worden.

„Wenn ich Ihnen sage, daß der Mann Ihnen sicher ist! wenn ich mich mit meinem Ehrenwort für Herrn Büttner verbürge! Sehen Sie sich den Herrn doch bloß mal an, Schönberger! Sieht der aus, als ob er uns Schaden machen wollte? Wenn ich sage, er ist gut, dann ist er gut!“

„Wo steht die Hypothek?“ fragte Schönberger, der im Gegensatz zum lebhaften Wesen seines Geschäftsfreundes eine gleichgültige, apathische Ruhe zur Schau trug.

„Darauf kommt's hier gar nicht an!“ rief Harrassowiz. „Bei einem Gute von über zweihundert Morgen besten Bodens! Die Hypothek ist todsicher.“

„Weshalb ist sie gekündigt?“ fragte Schönberger.

„Der Bruder hatte sie,“ erklärte Harrassowiz. „Der hat sie gekündigt, weil er das Geld im Geschäft braucht. Muß auch verrückt sein, der Herr, daß er so'ne Hypothek weggibt! — Seien Sie vernünftig, Schönberger, geben Sie das Geld!“

Der fette Mann nahm ein Notizbuch zur Hand, befeuchtete die Bleistiftspitze, dann forderte er den Bauern auf, ihm die einzelnen Posten der Reihe nach zu nennen.

Es bedurfte einiger Zeit, ehe der alte Mann die Zahlen in seinem Gedächtnis gefunden hatte. Aber schließlich brachte er doch alles richtig zusammen.

Da war zuerst die Landschaft mit viertausend Mark, dann kamen die Geschwister: Karl Leberecht und Gottlieb, die verstorbene Schwester Karoline, an deren Stelle jetzt ihre Erben: Ernst Raschel und seine Kinder, ferner die Schwester

Ernestine. Sämtliche zu gleichen Teilen und mit gleichem Vorrecht. Dahinter kamen immer noch neue Schuldposten, unter diesen Ernst Raschel mit siebzehnhundert Mark.

Der Mann im Lehnstuhle saß da mit der ihm eigenen verdrossenen Miene und notierte jede Ziffer, die sich von den zagenden Lippen des Alten losrang, mit kühler Ruhe. Weder Staunen noch Erregung schien sich in den Fleischmassen dieses gedunsenen Gesichtes ausdrücken zu können. „Ist das alles?“ fragte er, als der Bauer endlich schwieg. Der Büttnerbauer bejahte.

„Sie sollen das Geld haben!“ war alles, was die belegte Stimme darauf sagte.

Harrassowitz sprang von seinem Sitz auf. „Was habe ich Ihnen gesagt, Büttner! Mein Freund Schönberger ist ein edler Mann! Sehen Sie, er gibt das Geld!“

„Wieviel hat Ihr Bruder Prozent gegeben?“ fragte Schönberger.

„Vier Prozent,“ erwiderte der Bauer.

„Mein Satz ist fünf, bei vierteljähriger Kündigung,“ meinte Schönberger.

Dem Büttnerbauer fiel ein Stein vom Herzen bei diesen Worten. Er hatte gefürchtet, man werde ganz andere Prozente von ihm fordern.

„Sehen Sie, was ich gesagt habe!“ rief Harrassowitz, „was für ein Mann Schönberger ist! Fünf Prozent nimmt er bloß. Sie haben ein glänzendes Geschäft gemacht, Büttner!“

Der Bauer fing an, das selbst zu glauben. In seinem schlichten Gemüte regte sich Dankbarkeit für den Mann, der ihm in so großer Not geholfen hatte. Er schritt unbeholfen auf Herrn Isidor Schönberger zu und pflanzte sich vor ihn hin. Dann ergriff er die weiße, welke, mit vielen Ringen geschmückte Hand des Mannes und drückte sie mit seiner roten Bauernfaust. „Ich bedank' mich och, Herr Schönberger, ich sog meinen schiensten Dank! Und bezahl' Sie's der liebe Gott! Sie hon mir ane gruze Surge abgenumma.“

Isidor Schönberger betrachtete ihn mit demselben mißmutig verächtlichen Ausdruck, den er für alles auf der Welt hatte, was sich nicht in Zahlen ausdrücken ließ, und entließ ihn dann mit kaum merklichem Nicken seines schweren Kopfes.

„Wir gehen jetzt zum Notar und dann zum Grundbuchführer, Herr Büttner!“ sagte Harrassowitz, als sie in dem Hausflur standen. „Gehen Sie nur immer hinaus auf die Straße. Mir fällt eben ein, daß ich in einer anderen Sache noch ein paar Worte mit Schönberger zu sprechen habe. Ich komme in einer Minute zu Ihnen.“

Aus der Minute wurden ihrer mindestens zehn. Dann erschien der Händler und nahm den Bauern unter den Arm. „Nun kommen Sie, mein Vieber! Jetzt machen wir die Geschichte schriftlich, damit Sie Ihre Sicherheit haben und einen Beleg in Händen halten. Ich führe Sie zu meinem Notar, der macht's Ihnen billig.“

*

Der Büttnerbauer verließ die Stadt in bester Laune. Er hatte die Tasche voll Geld, das er für seinen Hafer eingenommen. Und was noch weit mehr bedeuten wollte, seine Hypothek hatte er untergebracht. Nun hing ihm auf einmal der Himmel voller Geigen. Es schien keine Sorgen und Nöte mehr zu geben auf der Welt, die Zukunft lag vor ihm im heitersten Lichte. Nun würde er sich die neue Ruh anschaffen können! so recht eine nach seinem Herzen, mit langem Rücken und starkem Euter, womöglich schwarz und weiß gefleckt. Das waren seiner Erfahrung nach die besten Milchkühe. Und dann liebäugelte er über seinen Plan hinaus mit einem anderen, noch kühneren: die Scheune umdecken! das Strohdach kostete zuviel Reparaturen! Noch vor ein paar Tagen hatte er zu seinem Sohne Gustav gesagt, daß das eine Ausgabe sei, die er in seinem Leben nicht mehr werde auf sich nehmen können. Heute stellte er im Geiste schnell einen Kostenanschlag auf, der erstaunlich günstig ausfiel. Es würde schon gehen! es mußte ja alles gut werden.

*

Vor dem Kretscham in Halbenau hielt ein Einspänner. Die Kleidung des Kutschers ließ darauf schließen, daß das Fuhrwerk aus der Stadt komme. Ein rotbärtiger Mann im grauen Überzieher und karrierten Hosen stieg aus und befahl, auszuspannen. Dann begab sich der Fremde in den Gasthof.

In der Schenkstube befand sich nur Ottilie, die Tochter des Gastwirts. Harrassowitz betrachtete das Mädchen mit jenem spürenden Blicke, den er für alle Frauen hatte, mochten sie hübsch sein oder häßlich.

„Ist der Herr Papa zu Haus?“ fragte er. „Denn Sie sind doch das Fräulein Tochter. Ich bin Samuel Harrassowitz aus der Stadt, Ihr Herr Vater kennt mich.“

Ottilie zog einen schiefen Mund, was sie immer tat, wenn sie verlegen war, und meinte, sie werde nach dem Vater schicken. Sie begab sich ins nebenan gelegene Schnapsgewölbe, wo ihr Bruder Richard mit Umfüllen von Likören beschäftigt war, und sagte ihm, wer da sei. „Ach Sam!“ meinte Richard. „Wer ist denn das?“ fragte Ottilie neugierig. „Sam is Sam!“ erklärte Richard. „Geh, sag mir's doch!“ — „Du'n doch selber fragen, dumme Gans!“ meinte der lebenswürdige Bruder, streckte dem Mädchen die Zunge heraus und ging, den Vater zu rufen.

Ottilie kehrte ins Gastzimmer zurück. Sie war nun doppelt neugierig geworden, wer der fremde Herr sei. Das Mädchen hatte nicht viel Besseres vor auf der Welt, als sich um anderer Angelegenheiten zu kümmern. Sie war meist unbeschäftigt und hatte Zeit, allerhand Gedanken nachzuhängen, von denen die meisten töricht waren. Sie machte sich hinter dem Schenktisch zu schaffen. Vielleicht würde der Fremde sie doch noch einmal anreden. Harrassowitz tat ihr auch wirklich den Gefallen.

„Fräulein, wollen Sie sich nicht ein bißchen zu mir setzen, ich bin hier so alleine.“

Vinkisch, mit ihrem scheuen Lächeln, kam Ottilie hinter ihrem Schenktische hervor. „Ich bin so frei!“ Damit setzte sie sich an den Tisch.

Sam ließ seine Blicke in unverfrorener Weise auf ihrer Gestalt herumkreuzen, während sie mit scheinbar niedergeschlagenen Augen, ihn dabei von der Seite ansiehend, dasaß. „Darf ich mir wohl die Frage erlauben,“ sagte er, ihr vertraulich zulächelnd: „Ihre Hand ist noch nicht vergeben?“

„Aber ich bitte sehr, mein Herr!“ rief sie, von ihm wegrückend, mit einer Miene, der man deutlich absehen konnte, daß ihr die Frage im Grunde gar nicht unangenehm war.

„Das ist mir eigentlich erstaunlich!“ meinte er. „Ein solches Fräulein: ledig. Die Tochter von Herrn Ernst Kaschel! Da wüßte ich manchen jungen Herrn. . .“

Zu Ottiliens großem Leidwesen trat hier der Vater ein, und die Unterhaltung wurde an der interessantesten Stelle abgebrochen.

„Guten Tag, Herr Harrassowitz!“

„Guten Tag, mein lieber Herr Kaschel!“

Die beiden Männer lachten sich an wie zwei, die einander genau kennen, und schüttelten sich kräftig die Hände.

„Recht lange nicht mehr bei uns gewesen, Herr Harrassowitz!“

Der Händler blickte dem Gastwirt in die schlauen Augen und meinte, er wolle sich hier draußen nur mal ein bißchen nach den „Ernteaussichten“ umsehen. — Kaschelernst lachte über diese Bemerkung, als sei das der beste Witz, den er seit langem gehört habe.

Der Wirt schickte Ottilie nach Gläsern, er selbst holte eine Flasche herbei. Den Getreidekummel müsse Harrassowitz mal kosten, das sei was Extrafeines. Er schenkte ein.

Man sprach über die Feldfrüchte, über Wetter und Viehseuche. Aber das waren nur Plänkeleien. Die beiden kannten und würdigten sich. Kaschelernst wußte ganz genau, daß der Händler nicht um Schnickschnacks willen nach Halbenau gekommen sei. Einstweilen gefiel es aber beiden, sich mit solchem Versteckenspiel zu unterhalten.

Sam begann endlich ernsthaft zu sprechen, was er dadurch andeutete, daß er näher an den Gastwirt heranrückte und die Stimme senkte. Kaschelernst schickte die Tochter, die sich hinter den Schenktisch zurückgezogen hatte, hinaus; nun konnte ein „vernünftiges Wort“ unter Männern gesprochen werden.

Der Händler erkundigte sich nach den Verhältnissen der verschiedensten Personen: Bauern, Gutsbesitzer, Handwerker. Kaschelernst kramte seine Kenntnisse aus mit der Miene eines schadenfrohen Menschen. Man konnte ihm den Hochgenuß ansehen, mit dem ihn Unglück, Fehltritte und Dummheit seiner Mitmenschen erfüllten. Kaschelernst schien alle Leute in der Runde zu kennen und über die Verhältnisse von allen Bescheid zu wissen. Harrassowitz lauschte mit größtem Interesse, ja mit

einer gewissen Andacht, als verkünde jener ein Evangelium, wenn er erklärte: der Bauer Soundso werde sich nicht länger als höchstens noch zwei Jahre halten, oder der und der sei durchaus kreditfähig, da er einer sicheren Erbschaft entgegenstehe.

Man hatte bereits mehrere Glas von dem Kümmerl vertilgt, welcher dem Händler zu schmecken schien.

Endlich schien Harrassowitz genug Weisheit eingesogen zu haben, er erhob sich. Er habe noch einen kleinen Gang ins Dorf vor, erklärte er.

„So, so!“ meinte Kaschelernst. „Hier in Halbenau ist doch jetzt nichts zu machen für Sie.“

„Ach, doch! — Ich will mir mal'n Bauerngut ansehen.“

Kaschelernst spitzte die Ohren. Aber beileibe wollte er sich keine Neugier anmerken lassen. „Welches denne?“ fragte er scheinbar nebenhin.

Sam tat, als habe er die Frage überhört. „Es soll ein schönes Gut sein,“ meinte er. „Felder, Wiesen, alles prima! Auch die Gebäude im Stande. Natürlich sind tüchtige Schulden drauf. Die Bauern sind ja alle verschuldet. Ich will mir's mal ansehen,“ damit wollte er gehen.

„Daß Sie sich nur nicht verlaufen in Halbenau, Harrassowitz!“ sagte Kaschel, ihm folgend. „Hier gibt's viele Güter, große und kleine. Zu wem wollen Sie denne?“

„Auf das Büttner'sche!“

Kaschelernst zuckte mit keiner Wimper, als er den Namen seines Schwagers hörte. Harrassowitz fixierte ihn scharf. „Kennen Sie das Gut? Ich interessiere mich dafür.“

Der Wirt zuckte die Achseln und nahm eine geheimnisvolle Miene an. Er dürfe nichts sagen, meinte er, der Besitzer sei sein Schwager.

„Ihr Schwager, Herr Kaschel!“ rief der Händler mit gut geheucheltem Erstaunen. „Das ist mir ja hochinteressant zu hören! Ich habe dem Manne nämlich Geld verschafft. Das ist mir sehr lieb, daß Sie mit ihm verwandt sind; sehr lieb ist mir das! Nun ist mir der Bauer noch einmal so viel wert, denn Sie werden Ihren Schwager doch nicht sitzen lassen in der Patsche — was?“

Kaschelernst machte ein ganz dummes Gesicht. Es war so dumm, daß man die Pfiffigkeit, die sich dahinter verbarg, leicht merkte. Der Händler lachte hell heraus, und der Wirt

stimmte ein. Sie hatten einander wieder mal erkannt, die beiden Biedermänner.

„Na, ich will mir's mal ansehen, das Gut Ihres Herrn Schwagers,“ sagte Harrassowitz, ließ sich den Weg beschreiben und schritt dann die Dorfstraße hinab.

*

Sam näherte sich dem Büttnerschen Hofe. Mit prüfendem Blicke musterte er zunächst die Baulichkeiten. Wohnhaus: Fachwerkbau mit Ziegeldach, konstatierte er. Ställe und Scheune: nur Strohbedachung. Übrigens schien alles recht gut in Schuß und wohlgepflegt. Ganz heruntergekommen war der Bauer also noch nicht.

Der Händler trat durch die offene Thür in den Hausflur und klopfte an die Wohnstubentür. Er traf nur die Bäuerin an. Sam trat mit leutseliger Miene auf sie zu und erklärte ihr, er sei ein Geschäftsfreund des Herrn Gutsbesizers Büttner, und er habe sich immer schon die Besizung einmal ansehen wollen.

Der Bäuerin imponierte der Aufzug des Fremden, vor allem eine blitzende Nadel in der Kravatte stach ihr in die Augen. — Was ihr Mann doch für vornehme Bekannte hatte in der Stadt! Sie lief nach einem Stuhle, trotz ihrer rheumatischen Lähme. Aber der Händler kam ihr zuvor. Sie solle sich nur um Gottes willen nicht bemühen um feinetwillen, wenn der Bauer auf dem Felde sei, wolle er ihn dort aufsuchen, hier im Hause möchte er um keinen Preis Störung verursachen. Es sei alles draußen, erklärte die Bäuerin, die Weibsen in den Kunkeln, Karl beim Kartoffelausfahren und der Bauer ganz draußen am Walde beim Säen.

Der Fremde sah sich im Zimmer um. Er meinte, sie hätten es recht hübsch und gemütlich hier. Dann untersuchte er die Holzverkleidung der Wand, indem er daran klopfte. Holztäfelung liebe er, das gäbe im Winter ein hübsch warmes Zimmer. Auch den Wandschrank mit den bunten Tellern bewunderte er, von denen er einzelne herabnahm, um sie näher zu betrachten. Es gab nichts, wofür Sam nicht Interesse gezeigt hätte.

„Sehr nett, ganz riesig nett hier!“ sagte er und lachte die Bäuerin freundlich an. „So richtig ehrwürdige, patri-

archaische Verhältnisse. Ich liebe das! So was hat man in der Stadt nicht.“

Die Bäuerin war von solchem Lobe aufs angenehmste berührt. Als Sam schließlich erklärte, nunmehr aufs Feld hinaus zu wollen, bat sie ihn, doch ja wieder zu kommen, und geleitete ihn humpelnd bis vors Hofstor, um ihm den Weg zu weisen.

*

Im ersten Augenblicke erkannte der Büttnerbauer den Händler gar nicht. Harrassowitz mußte sich ihm ins Gedächtnis rufen. Nun dämmerte es in den verdutzten Mienen des Alten. Er schüttelte dem Händler kräftig die Hand. „Herr Harrassowitz, ich hätt' Se, weeiß der Hole, bale ne derkennt. Das is schene vun Sie, daß Sie och mal zu uns nauskumma — das is racht!“ In der Freude des Bauern lag nichts Erheucheltes. Er rechnete es dem Städter hoch an, daß er ihn auf dem Dorfe aufsuchte, und war sogar bis zu einem gewissen Grade stolz auf diesen Besuch.

Der Bauer band sich den Sack ab und gab ihn Karl zum Tragen. Dann schritt man zu Dreien langsam auf dem Wiesenpfade dem Gehöfte zu. Karl ging in respektvoller Entfernung hinter dem Vater und dem fremden Herrn drein.

Harrassowitz lobte alles, was er sah. Nach seinem Urteil war der Boden ausgezeichnet, die Wiesen in bester Kultur, und der Stand der Feldfrüchte ließ nichts zu wünschen übrig. Dem alten Bauern mundeten die Lobeserhebungen des Händlers wie Honigseim. Er schmunzelte vergnügt in sich hinein. „Sie werden eine glänzende Ernte machen, mein guter Herr Büttner!“ sagte Harrassowitz. „Ich gönne es Ihnen von Herzen, denn hier in dem Boden steckt Arbeit, das sieht man.“

„Gib's Gott! Gib's dar liebe Gott!“ erwiderte der Alte und bekreuzigte sich dabei. Es war ihm eigentlich nicht recht, daß der andere eine solche Prophezeiung ausgesprochen hatte. Man durfte nichts berufen. „Gebraucha kennten mer schon ane gute Ernte. Aber, da kann sie auch mancherlei für sich giehn bis dohie.“ Er seufzte.

Der Büttnerbauer hatte gerade in den letzten Tagen wieder schwere Sorgen durchzumachen gehabt. Sein Schwager Kaschel hatte ihm durch eingeschriebenen Brief seine Hypothek von siebzehnhundert Mark gekündigt. Das hatte wie ein Blitz

aus heiterem Himmel gewirkt. Woher das Geld herbeischaffen für diese an letzter Stelle eingetragene Hypothek! Mehr noch aber als die Kündigung hatte den Büttnerbauern ihre Form geärgert, ja geradezu in helle Wut versetzt. Ein eingeschriebener Brief! War so etwas erhört! Darin erblickte er eine ganz besondere Niederträchtigkeit von seiten seines Schwagers. Ein eingeschriebener Brief! Er hatte da dem Postboten sogar noch etwas unterschreiben müssen. Und dabei wohnte sein Schwager einige hundert Schritte von ihm. Man konnte sich vom Büttnerschen Gute zum Kretscham mit einigermaßen lauter Stimme etwas zurufen. Wäre Kaschelernst an jenem Tage dem Schwager in den Wurf gekommen, es hätte wohl ein Unglück gegeben.

Und das war noch nicht einmal alles. An verschiedenen Stellen drückte den Bauern der Schuh. Der Viehhändler, dem die Kuh immer noch nicht ganz bezahlt war, hatte gemahnt. Die Gemeindeanlagen waren fällig für mehrere Termine. Der Büttnerbauer hatte sein Bargeld immer und immer wieder überzählt und seinen Kopf angestrengt. Er wußte keine Hilfsquellen mehr. Er würde schuldig bleiben müssen, und in der Ferne drohte das Schreckgespenst der Pfändung.

„Ist es nicht ein wahrer Segen Gottes!“ rief Sam und blieb vor dem großen Kornfelde stehen, dicht am Hofe. „Hier wächst doch wirklich das reine Gold aus dem Boden!“

Das Wort löste dem Büttnerbauer die Zunge. Natürlich fiel er nicht mit der Tür ins Haus. Nach seiner bäuerisch verschlossenen, mißtrauischen Art fing er an ganz entlegener Stelle an und kam dann allmählich seinem Gegenstande vorsichtig näher.

Der Händler ließ sich erzählen. Mit teilnahmsvollem Gesichte hörte er zu. Als der Bauer schließlich so weit war, daß er ihm rückhaltlos seine mißliche Lage eröffnete, nahm Sam eine ernstlich betrühte Miene an. Das tue ihm von Herzen leid, sagte er. „Ja, was wird denn da werden, mein guter Büttner? Die Gläubiger werden sich mit bloßen Versprechungen wohl nicht beruhigen. Was wird denn da werden?“

„Ja, wußten Sie nich an Rat, Herr Harrassowitz?“

„Ich! — Ich bitte Sie, mein Bester, wie könnte ich Ihnen einen Rat geben; ich bin Kaufmann. In diesen ländlichen Dingen weiß ich gar keinen Bescheid.“

„Ich meente — ob Sie nich vielleicht — wegen an Gelde...“

„Aber mein verehrter Freund! Wofür halten Sie mich denn?“

„Ich dachte ad — weil Sie mer doch schon eemal, und Sie han mir dunnemals su freindlich gehulfa.“

„Ach, Sie meinen damals mit Schönberger! Ja, sehen Sie, da lag die Sache günstiger. Da war einfach eine tod-sichere Hypothek zu besetzen — aber hier... nein, das sind Sachen, mit denen sich ein reeller Geschäftsmann nicht gern abgibt.“

Man ging fortan schweigend nebeneinander her. Der alte Bauer in stummer Verzweiflung. Er hatte bei all den Sorgen der letzten Tage im stillen immer auf Harrassowitz gehofft. Wenn alle Stränge rissen, wollte er sich an den wenden, der würde schon einspringen. Nun war es damit auch nichts!

Schon war man an das Gehöste herangekommen und ging an der hinteren Wand der Scheune entlang, da machte der Händler plötzlich Halt. „Büttner!“ sagte er, „ich habe mir die Sache überlegt: Ihnen muß geholfen werden. Einen Mann wie Sie, der sich so redlich abmüht, in der Klemme sitzen zu lassen, das bringe ein anderer übers Herz, ich nicht! Ich werde Ihnen das Geld verschaffen, obgleich ich selbst noch nicht weiß, wo hernehmen. Denn ich habe alles im Geschäfte festgelegt. Unserer kann auch nicht immer so, wie er gern möchte. Aber geschafft muß es werden. Erst mal Ihre laufenden Schulden! die müssen Ihnen zunächst vom Halse geschafft werden. Später wird man auch für die Hypothek Rat finden. Sagen Sie mir, wie viel die Väpperschulden ausmachen.“

Dem alten Manne zitterten die Hände vor freudigem Schreck. Das Glück kam so überraschend, daß es ihm für Augenblicke das Denkvermögen völlig benahm. Er rechnete, nannte einige Zahlen, widersprach gleich darauf, faselte unsicher zwischen seinen eigenen Angaben hin und her.

Sam klopfte ihm beschwichtigend auf den Rücken. „Nun, nun, mein Guter! Nur keine Aufregung! Wir werden uns das nachher in aller Ruhe berechnen. Jetzt will ich mir mal Ihre Gebäude von innen ansehen.“

Man trat in die Ställe. Mit Kennerblick prüfte der Händler den Viehstand. Eine Kuh hatte die Trommelsucht.

Sam gab gute Ratschläge für ihre Behandlung. Auch die Scheune besah er sich, prüfte das Gebälk. Selbst in den Schuppen warf er einen Blick. Er untersuchte, ob die Düngerstätte auch die Fauche halte. Dann betrat er den Garten, pflückte sich im Vorbeigehen eine Narzisse, die er ins Knopfloch steckte, ließ sich einen Augenblick auf der Holzbank nieder, die um den alten großen Apfelbaum gegenüber dem Westgiebel des Wohnhauses angebracht war.

Nichts gehe ihm über die Traulichkeit des Landlebens, erklärte er und musterte das alte, freundliche Haus mit empfindsamen Blicken; am liebsten gäbe er sein Geschäft auf und würde selbst ein Bauer.

Inzwischen hatte die Bäuerin drinnen einen Kaffee zu recht gemacht, wie er im Büttnerschen Hause noch nicht getrunken worden war. Die wohlbeleibte Frau erschien dann selbst im Garten und bat mit ihrem schönsten Anix den Herrn zum Besper.

Es gab Butter, Quark und Honig zum Schwarzbrot. Sam kostete von allem. Er schmeichelte sich dadurch, daß er so gar nicht wählerisch war, nur noch mehr im Herzen der Wirtin ein.

Nachdem er sich sattgeessen und getrunken, lehnte er sich zurück und entnahm seiner Brusttasche ein Zigarrenetui. „Es ist doch gestattet, zu rauchen?“ fragte er lächelnd. „Nach einer guten Tasse Kaffee gehört sich eine Zigarre!“ Dann holte er aus seinem Rocke eine gewichtige Briestafche hervor, die er vor sich auf den Tisch legte. „Nun vielleicht zum Geschäftlichen, Herr Büttner, wenn's recht ist?“

Der Bauer hatte inzwischen in einer Ecke des Zimmers sein Wesen für sich gehabt. Mit Hilfe eines Stückes Kreide schrieb er dort Zahlen an die braune Wand. Jetzt wischte er die Zahlenreihe mit dem Rockärmel aus und trat zu dem Händler. „A Märker dreihundert wer'ch brauchen,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „was bluszig de Handschulden sen.“

Der Händler klappte die Briestafche auf und blätterte darin. „De Weibsen megen a mal nausgihn!“ sagte der Bauer, als er bemerkte, daß Ernestine und Therese lange Hälse machten und die Köpfe zusammensteckten. „Mutter, du kannst bleiba und Karle auch!“ Die drei jüngeren Frauen entfernten sich darauf schleunigst.

Sam hatte der Tasche ein Paket blauer Scheine entnommen. „Ein glücklicher Zufall!“ sagte er, „daß ich gerade heute Geld einkassiert habe. Für gewöhnlich pflege ich nicht so viel bei mir zu tragen.“ Er legte drei Hundertmarkscheine nebeneinander auf den Tisch und behielt die übrigen in der Hand. „Hier wäre das Gewünschte, lieber Büttner! Soll ich Ihnen vielleicht noch hundert Mark darüber geben, da ich's einmal hier habe?“

Der Bauer starrte mit großen Augen auf das Geld, rührte aber keinen Finger und sagte auch nichts.

„Ihnen gebe ich Kredit, so viel Sie wollen, Büttner. Ein so tüchtiger Wirt wie Sie, mit solch einer Ernte auf dem Felde! Ihre Unterschrift ist mir so gut wie bar Geld.“

Dem alten Manne drehte sich alles vor den Augen. Er sah bald den Händler, bald seine Frau an, die neben ihm stand. Durfte er denn seinen Augen trauen! war das nicht etwa ein Spuk! Hier lag das Geld, das er brauchte und noch mehr, auf der Tischplatte, so viel, um ihn aus allen seinen Nöten zu reißen. Hier saß einer, der ihm die Hilfe geradezu aufnötigte. Was sollte man davon denken?

In seiner Ratlosigkeit wollte er schon den ältesten Sohn um seine Meinung befragen. Aber Karl sah dem ganzen Vorgange mit einer so völlig verständnisleeren Miene zu, daß der Alte diesen Gedanken schnell wieder fallen ließ. Er blickte fragend nach seiner Lebensgefährtin hinüber.

Die Bäuerin nickte ihm zu, ermutigte ihn: „Nimm's ack, Mann! nimm's ack an! Der Herr meent's gut mit uns — ne woahr?“

Der Bauer streckte die Hand aus und wollte nach dem Gelde greifen.

„Halt! Noch eine kleine Formalität!“ meinte Harrassowitz lächelnd und legte schnell sein Taschenbuch auf die Scheine. „Nur der Ordnung wegen! Wir stehen allezeit in Gottes Hand und wissen nicht, wie schnell wir abgerufen werden können. Dann fehlt es nachher an einem Belege. Das wollen wir doch nicht! Nicht wahr?“

Er hatte dem Taschenbuche einen schmalen, bedruckten Zettel entnommen. „Dinte und Feder ist wohl im Hause?“ Karl wurde beauftragt, das Gewünschte zu schaffen. „Ordnung muß sein in allem. Das ist man sich als reeller Kauf-

mann schuldig.“ Sam füllte das Formular mit einigen Federzügen aus. „Also, ich schreibe Mark vierhundert. Es ist doch recht so?“ Niemand antwortete; der Bauer atmete so schwer, daß man es durchs ganze Zimmer vernahm. „Dann bitte ich nur, hier zu unterschreiben,“ sagte der Händler, stand auf und reichte dem Alten die Feder.

Der Büttnerbauer stand eine Weile da, den Zettel drehend und wendend; mit hilflosen Blicken sah er Frau, Sohn und den Händler an. „Lesen Sie nur erst, Herr Büttner!“ mahnte Harrassowitz. „Ungelesen soll man nichts unterschreiben.“ Der Bauer hielt das Papier mit zitternden Händen weit von sich ab und studierte lange. „Nur keine Sorge, mein Guter; es ist alles drin, was drin sein muß,“ witzelte Sam. „Die ganze Geschichte ist in bester Ordnung. Bequemer kann ich's Ihnen nicht machen. Hier, das Geld! Sie bekennen: Wert in bar empfangen zu haben und mir die Summe am ersten Oktober dieses Jahres zurückerstatten zu wollen. Da fällt die Ernte dazwischen, bedenken Sie das! Koulantere Bedingungen kann ich nicht stellen. Das Papier hier brauche ich zu meiner Sicherung. Eine leere Formalität, weiter nichts, aber sie ist nun mal nötig. Also, bitte!“ Der Alte überlegte noch immer. Seine arbeitenden Züge ließen auf den schwersten Seelenkampf schließen.

Sam nahm eine finstere Miene an. „Ich glaube gar, Herr Büttner traut mir nicht!“ sagte er zu der Bäuerin. „In diesem Falle nehme ich mein Geld lieber zurück! Aufdrängen will ich mich nicht, nein! Ich dachte nur, ich könnte dem Herrn eine Gefälligkeit erweisen. Aber, wenn er nicht will. . .“ Mit seiner rotbehaarten Hand griff er bereits nach den Scheinen. „Traugott!“ rief die Bäuerin und stieß ihren Mann in die Seite. „Bis ne verrickt! Unterschreib ock das Briefel!“ Dann zog sie ihn am Armel und raunte ihm zu: „Ar wird glei biese warn, wenn de no lange machst.“

Sie reichte ihm selbst die Feder.

„Hier, bitte, an dieser Stelle, Herr Büttner! — Weiter nichts! . . . Bloß den Namen.“ Der Händler wies mit dem Finger auf das Papier.

Und so unterschrieb der Büttnerbauer den Wechsel.

*

(Infolge der Zahlungen, die der Bauer zu leisten hatte, mußte er nicht nur um Verlängerung seines ersten Wechsels bitten, sondern unter-

schrieb einen neuen. Mehr und mehr geriet er in Schulden, bis er sich schließlich voll und ganz in den Händen des Wucherers Harrassowitz befand und sein Gut zur Versteigerung gelangte.)

*

Der Termin zur Zwangssteigerung war herangekommen. Subhastationen waren im Bezirke des Amtsgerichts nichts Seltenes gewesen in der letzten Zeit. „In diesen Zeitläufen fallen die Bauern wie Fliegen von der Decke, wenn es Winter wird,“ hatte erst kürzlich ein Kenner geäußert. Man war im allgemeinen ziemlich abgestumpft gegen bäuerlichen Bankerott.

Immerhin machte es einiges Aufsehen, als bekannt wurde, daß das Büttnersche Bauerngut unter den Hammer kommen sollte. Einmal, weil es ein großes Grundstück war, das nicht, wie die meisten anderen seiner Art, heruntergewirtschaftet und ausgeraubt war. Dann gab es aber auch noch Nebenumstände, die den Fall interessant machten. Man wußte, daß die Herrschaft Saland um das Bauerngut gehandelt hatte und nachdem der Handel so gut wie abgeschlossen gewesen, davon zurückgetreten war. Das gab zu allerhand Vermutungen Anlaß. — Ungewöhnlich wurde der Fall auch dadurch, daß der betreibende Gläubiger kein anderer war als der eigene Schwager des bankerotten Bauern. Was konnte der Mann für ein Interesse an dem Untergange seines Schwagers haben? fragte man sich unwillkürlich. Wollte er das Gut aus der Subhastation billig erstehen? Und wozu sollte er, als Besitzer einer großen Gastwirtschaft, sich mit so bedeutendem Grundbesitz belasten?

In der Gerichtsstube begannen sich von früh neun Uhr ab einzelne Leute einzufinden. Meist waren es Neugierige, Gerichtsbummler, die selten bei solchen Anlässen fehlen. Die eigentlichen Interessenten saßen drüben im Böwen.

Auch Samuel Harrassowitz trank hier sein Bier. Er saß wie gewöhnlich auf seinem Platze am Fenster, von dem aus er den schmalen Platz zwischen Gasthof und Gerichtsgebäude überblicken konnte.

Edmund Schmeiß¹⁾ saß neben dem Händler. Er trug einen neuen Anzug von hauptstädtischem Schnitt zur Schau, den er sich bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin hatte anfertigen lassen. Er bestellte sich einen Rognak, „aber fine champagne, garçon!“ fügte er nâselnd hinzu.

¹⁾ Ein junger Mann, der Harrassowitz in seinen dunklen Geschäften als Helfer zur Seite steht.

Jetzt traten zwei Herren ein. Der Bankier Isidor Schönberger, fett, mit weißem Gesicht und um so schwärzerem Haar. Bei ihm war Bruno Riesenthal, der junge Advokat, der sich kürzlich in dem Städtchen niedergelassen und seiner Thätigkeit wegen hier bereits eine namhafte Praxis gefunden hatte. Die Herren schienen einander zu kennen. Zum Gruße zwinkerten sie einander nur mit den schlauen Augen zu. Schönberger setzte sich mit verdrossenem Gesicht. Riesenthal kramte in seiner Advokatenmappe. Die Unterhaltung wurde halblaut geführt, denn an den Nebentischen saßen Leute, deren man nicht sicher war.

„Bis jetzt ist keine Konkurrenz da,“ damit mischte sich Edmund Schmeiß in das Zwiegespräch.

„Konkurrenz!“ meinte Sam und nahm eine verächtliche Miene. „Konkurrenz gibt's nicht!“

„Wird der Graf sich ganz fern halten?“ fragte der Advokat halblaut.

„Der Graf ist besorgt!“ flüsterte Schmeiß. „Dafür steh' ich! Und das andere sind alles Schnorrer!“

In diesem Augenblick ertönte vom Pflaster draußen Pferdegeklapper und Wagenrasseln. Ein offener Jagdwagen mit zwei guten Pferden davor hielt vor dem „Löwen“. Die vier Männer machten lange Hälse. Sam stieß einen Fluch aus. Er erkannte in dem langen bärtigen Manne, der selbst die Zügel geführt hatte, den Güterdirektor des Grafen, Hauptmann Schropp. Der kleine Grauhaarige war wohl ebenfalls ein Beamter der Herrschaft Saland.

Die „Konkurrenz“ war also dennoch gekommen!

Sam stand auf, ohne sein Glas geleert zu haben. Jetzt galt's, die Ohren steifhalten! So leichten Kaufs, wie er spekuliert hatte, würde er nun doch nicht zu dem Gute kommen. Aber Sam gab noch nichts verloren. Wann wäre er jemals in schwieriger Lage verzagt oder um Mittel und Wege verloren gewesen! Er besaß den ganzen rücksichtslosen, kazenähnen Optimismus seiner Klasse.

Er hatte den Kretschamwirt von Halbenau vor einiger Zeit mit seinem Wägelchen einfahren sehen; den suchte er jetzt auf.

Kaschelernst und Harraffowitz hatten ein längeres Gespräch im Flur des Gerichtsgebäudes. Die Unterhaltung endete damit, daß Sam die Hand ausstreckte und Kaschelernst grinsend einschlug und „abgemacht!“ sagte.

Die Gerichtsuhr hatte zehn geschlagen. Wer sich bis dahin noch im „Löwen“ aufgehalten hatte, kam nunmehr herüber, nicht allzu eilig, falls er mit dem Gerichtsgebrauche vertraut war.

Aus Halbenau waren eine Anzahl Leute eingetroffen, Freunde der Büttnerschen Familie. Der alte Bauer selbst hatte sich fern gehalten, aber Karl Büttner war gekommen. Er blickte unverständig drein wie gewöhnlich. Die Bedeutung dieses Tages für ihn und seine Familie war dem Denksfaulen schwerlich klar geworden.

Hinter den Schranken erschien jetzt der Amtsrichter mit dem Kalkulator. Sie nahmen am grünen Tische Platz.

Nun nahm der Termin seinen üblichen Verlauf. Zunächst wurden die Interessenten festgestellt.

Nachdem Namen und Personalien der Interessenten mit gerichtswüblicher Umständlichkeit erfragt und aufgeschrieben waren, wurde zur Feststellung des geringsten Gebotes übergegangen. Dann forderte der Richter zur Abgabe von Geboten auf. Er hatte eine zweistündige Pause angesetzt, innerhalb deren geboten werden konnte.

Der Saal füllte sich allmählich wieder, als die zweistündige Pause sich ihrem Ende zuzuneigen begann, und das Bieten nahm seinen Anfang. Zunächst erfolgten einzelne Gebote, gleichsam tropfenweise; denn keiner der Interessenten wollte dem anderen seinen Eifer merken lassen. Bankier Schönberger hatte angeboten mit einer Summe, welche gerade die Höhe seiner Hypothek erreichte. Dann überbot ihn Harrassowitz.

Jetzt begann sich der gräßliche Beamte an der Bietung zu beteiligen. Zuerst langsam, dann in immer schnellerer Folge überboten sich Sam und der Rendant mit Beträgen von geringem Umfang. Der Händler legte kühlste Ruhe an den Tag; die Hände in den Taschen, wiegte er sich auf den Absätzen und suchte den Gegner durch seine überlegene spöttische Miene in Verwirrung zu setzen. Der gräßliche Beamte, ein Graukopf mit glattrasiertem Gesicht, war unruhig. Die Gebote kamen zaghaft und hastig von seinen Lippen. Mehrfach sah er sich nach Hauptmann Schrott um, der weiter hinten unter den Zuschauern mit sichtlicher Spannung dem Gange der Versteigerung folgte.

Auf diese Weise hatten sich die beiden bis an die letzte Hypothek herangetrieben, welche Ernst Kaschel gehörte. Der

Gastwirt war im Saale anwesend, bot aber nicht mit. Harrassowitz hatte soeben geboten. Der Rendant bot um eine kurze Hinausschiebung des Zuschlags, lief nach hinten und besprach sich mit dem Güterdirektor. „Bis zur Höhe der Schulden, nicht wahr, ging der Vimit?“ fragte er. Der Hauptmann stand mit gerunzelter Stirn und überlegte. „Hundert Mark darüber,“ sagte er dann. „So viel will ich noch zulegen; mehr kann ich nicht!“

Der Rendant ging wieder an die Schranken und machte sein Gebot. Sam überbot ihn lächelnd.

Die Spannung unter den Zuschauern hatte einen hohen Grad erreicht. Die Sympathien der meisten waren auf seiten der gräflichen Beamten. Der Rendant bot noch einmal mit zitternder Stimme. Die Schulden waren mit seinem Gebote um hundert Mark überschritten.

„Noch Fünfzig!“ rief Harrassowitz und sah den Gegner herausfordernd an.

Es entstand eine Pause. Der Richter sah nach der Uhr. „Wenn keine weiteren Gebote abgegeben werden, schließe ich die Subhastation.“

Kein weiteres Gebot erfolgte.

„Demnach ist Herr Samuel Harrassowitz Meistbietender geblieben. Ich frage, ob Einwendungen gegen Erteilung des Zuschlages an Harrassowitz erhoben werden? — Einwendungen werden nicht erhoben! — Die Erteilung des Zuschlages wird morgen um elf Uhr verkündet werden.“

*

Während in der Stadt sein Gut versteigert wurde, pflügte der Büttnerbauer seinen Acker. Schon bei frühestem Morgen grauen hatte er die Ochsen aus dem Stalle gezogen, hatte sie vor den Pflug gespannt und war hinausgefahren bis dorthin, wo Wald und Felder grenzten.

Die Bäuerin war seit einer Woche bettlägerig.

Der Bauer wollte heute das Büschelgewende beackern. Dem verwilderten Schlage — gleichsam das Stiefkind des Gutes — galt doch im Grunde seine eifrigste Sorge. Den Schlag mußte er wieder urbar machen, noch im diesem Sommer.

Es wollte ein wundervoller Frühjahrsstag werden. Der Boden dampfte von dem warmen Regen, der in der Nacht niedergegangen war. Gaue Fruchtbarkeit schwebte greifbar über

der Scholle. Überall drängte und sproßte junges Leben zum Tage empor. Die Wiesen waren bereits mit dem ersten verzehämten Grün beschlagen. Die Wintersaaten standen dicht und üppig, in vielverheißendem, saftigem Dunkelgrün.

Mit dem Pflügen ging es langsam genug vorwärts in dem zähen Lehme, der seit Jahren keine Pflugschar gefühlt hatte.

Der alte Mann fluchte nicht, trotz der Langsamkeit der Tiere. Sein Trotz war stumm. Mit zusammengebissenen Zähnen blickte er starr geradeaus über die Rücken der Ochsen. Die Hand am Sterz, in der Linken Peine und Peitsche, so schritt er hinter dem Pfluge. Wenn er die Lippen öffnete, dann war es höchstens zu einem „Hüü“ oder „Hoo“.

Die Sonne rückte höher. Der Dampf über den Auen hatte sich verflüchtigt. Klar lag jetzt Halbenau unter ihm, das er von seinem erhöhten Stande überblicken konnte, Haus für Haus, bis hinab zur Kirche.

Der Büttnerbauer sah nichts von der Schönheit, die sich rings um ihn breitete.

Es hatte seinen guten Grund, warum er die Zähne so fest zusammengepreßt hatte und die Augen so starr geradeaus gerichtet hielt zwischen die Köpfe seiner Tiere. Hätte er die Blicke hinabschweifen lassen über Felder und Wiesen hinab nach seinem Hause und Hofe, sie wären wohl übergegangen von salzigen Tränen. Und der Trotz, der Grimm, die Menschenverachtung, die allein ihm die Kraft gaben, diesen Tag zu ertragen, möchte dahingeschmolzen sein vor der Übergewalt des Schmerzes, den ihm der Anblick seines Eigentums heute bereiten mußte.

Sein Eigentum!

In diesen Stunden entschied es sich, wer künftighin Herr dieser Wiesen und Felder, dieses Hauses und Hofes sein würde. Drüben in der Stadt, vor Gericht, unter Leuten, die seinen Acker nicht kannten, von Fremden, kalten, gleichgültigen Juristen, wurde der Würfel über sein Eigentum geworfen. Heute noch war er hier Herr, und morgen konnte einer kommen, der ihn hinaustrieb aus seinem Hofe, ihn auf die Straße setzte mit samt den Seinen, und das alles kraft eines Stückes Papier.

Das war also der Erfolg seines Lebens! Jetzt, wo er sich dem Greisenalter näherte, wo man sich nach Ausruhen auf vollendetem Lebenswerk sehnte, wo man Recht und Besitz

und Gewalt gern hätte übergehen sehen in die Hände der Nachkommen, wo man als Lohn und Dank für sorgliche Verwaltung des Familiengutes nichts weiter verlangte als Pflege und Achtung und ein ruhiges Götchen im Heim, von dem aus man das Weiterblühen und Wachsen noch ein Weilchen mit ansehen konnte — jetzt mußte der Büttnerbauer, statt dieses wohlverdiente Altenteil zu erwerben, erleben, daß alles, was er von den Vätern übernommen, was er verwaltet, woran er an seinem Teile geschaffen hatte, ihm aus den Händen gerissen, unwiderbringlich an Fremde dahingegeben wurde.

Ihm war unsagbares Unrecht geschehen. Sein Mund verstummte; hätte er ihn aufgetan, es wäre eine Klage erschollen, die kein Richter dieser Welt angenommen hätte.

*

Die Büttnerbäuerin war gestorben.

Eines Mittags, als der Bauer vom Felde zurückkehrte, fand er sie auf dem Gesichte liegend, mit ausgebreiteten Armen.

Der alte Mann stand wie erstarrt vor der Leiche seiner Lebensgefährtin. Er warf sich nicht über die Tote, liebte nicht die leblose Hülle. Und doch hatte er sie geliebt mit echter, starker Liebe. Wie im Leben hielt sie auch dem Tode gegenüber sein Gefühl fern von Überschwang. Es hatte Tage gegeben, wo die Gatten kaum ein Wort miteinander gewechselt. Wochen und Monde waren vergangen ohne Kuß und Umarmung. Harte Worte von seiten des Mannes, Tränen auf seiten der Frau waren nichts Seltenes gewesen. Und doch hatte innige Treue die beiden Menschen verbunden wie ein unsichtbares Band. Unter rauhen Formen wurde die Liebe gewahrt, als etwas Stilles und Keusches, von dem man nicht viel Aufhebens macht, weil es so selbstverständlich war.

Der Bauer blieb sich treu in seiner schlichten Gesinnung für die Lebensgefährtin bis zum letzten. Keine Klage, kein Haarausraufen, als er jetzt vor ihrer Leiche stand. Ein tiefer Seufzer und ein paar Tränen, die ihm über die Wangen liefen, ohne daß er es recht wußte; das war alles.

Dann machte er sich daran, für die Entschlafene zu tun, was noch für sie getan werden konnte.

Der Leichenzug fiel über Erwarten stattlich aus, jung und alt beteiligte sich, Kränze waren gespendet worden, aus freien Stücken trug ein Gesangsverein eine Arie am offenen Grabe vor.

Es zeigte sich, daß die Büttnersche Familie noch manchen Freund besaß in Halbenau. Es kam in dieser auffälligen Teilnahme etwas wie Demonstration zum Ausdruck. Das Schicksal des Büttnerschen Bauerngutes hatte Aufsehen erregt und manchen, der auf überschuldetem Grund und Boden saß, mit Bangen erfüllt, daß es ihm früher oder später auch so ergehen möge.

Nachdem das Begräbniß vorüber war, kehrte alles schnell in die alten Gleise zurück. Außerlich merkte man kaum, daß eine Lücke entstanden war.

Der Bauer ging Tag für Tag seiner gewohnten Arbeit nach. Er mußte alles in allem sein; zur Feldbestellung kam jetzt auch noch die häusliche Arbeit. Der Ersparnisse halber machte er nur noch einmal am Tage Feuer. Er nährte sich schlechter als das Vieh, lebte von altem Brot, das er trocken verzehrte, und kalten Kartoffeln. Fast nie kam ein herzhafter Bissen auf seinen Tisch.

Dabei arbeitete der alte Mann angestrongter denn je. Es war, als ob er irgend etwas in sich betäuben wolle durch die Anstrengung.

Mitten in der Nacht stand er manchmal auf, wenn man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte, zog sich an, nahm Hacke, Sense oder ein anderes Werkzeug auf die Schulter und ging damit aufs Feld hinaus.

Es litt ihn nicht daheim; ohne Menschen war das Haus wie eine Totenkammer. Er war gewiß nicht furchtsam von Natur, hatte sich niemals vor Gespenstern gefürchtet; aber jetzt überkam es ihn manchmal wie Grauen. Die Erinnerung an vergangene bessere Zeiten sprach aus jedem Winkel. Die Gedanken an das, was gewesen, was nie wiederkehren konnte, waren die Gespenster, die hier umgingen. Vor dem, was sein eigenes Hirn ausbrütete: den Vorwürfen, den betrogenen Hoffnungen, den Selbstanklagen, floh der alte Mann. Er rannte hinaus auf den Acker wie ein Besessener, hackte, wühlte dort, als wolle er etwas einscharren, etwas, das er verbergen mußte vor den eigenen Augen.

Bei solchem Hundeleben verfiel der Körper des Greises immer mehr und mehr; er war nur noch ein Skelett. Das Haar stand ihm in langen, grauen Strähnen um den Kopf. Sich den Bart abzunehmen, lohnte nicht mehr. Die nächste

Folge davon war, daß er Sonntags nicht mehr in die Kirche kam. Denn unrasirt sich in der Kirchfahrt blicken lassen, war für einen Halbenauer undenkbar.

Bald führte er ein vollständiges Einsiedlerleben. Die einzigen lebenden Wesen, mit denen er noch etwas zu tun hatte, waren die beiden Kühe, die Harrassowitz auf dem Hofe gelassen hatte. Menschliche Gesichter wollte er so wenig wie möglich sehen. Er hatte wohl das dumpfe Gefühl, hervorgewachsen aus der eigensten Erfahrung, daß die größte Unbill, das schwerste Unrecht dem Menschen nur vom Menschen zugefügt wird. — Er haßte seinesgleichen und hielt sich von jeder Berührung mit dem feindlichen Geschlechte fern. Bot ihm jemand einen Gruß, dann stellte er sich taub. Und wer ihn etwa anredete, konnte erleben, daß er, statt Antwort zu erhalten, den Rücken des Alten zu sehen bekam. Was eigentlich in der Seele dieses Mannes vorgehe, wußte niemand.

*

Eines Tages im Februar erschien Harrassowitz auf dem ehemaligen Büttnerschen Bauernhofe. Er war in Gesellschaft eines städtisch gekleideten jungen Mannes.

Der Händler fand die vordere Haustür verschlossen. Er ging daher um das Haus herum, durch den Schnee, nach dem hinteren Eingang; aber auch dort war die Tür verriegelt. Harrassowitz pochte und rüttelte an Tür und Fensterladen; als das nichts nützte, legte er sich aufs Pfeifen und Rufen. Jemand mußte doch im Gehöft sein; es führte ja keine Spur in dem frisch gefallenen Schnee zum Hofstor hinaus. Endlich erschien der graue Bart des alten Büttner oben in der Dachluke. Er hatte sich seiner Gewohnheit gemäß eingeschlossen. Jetzt freilich, wo er den Eigentümer des Hauses und Gutes selbst vor der Tür sah, mußte er wohl oder übel aufmachen.

Sam war wütend über das lange Warten. Bei ihm sei es wohl nicht ganz richtig im Kopfe, schrie er den alten Mann an, als er barhäuptig in der Tür erschien. Er wolle mal gefälligst sofort alles öffnen; hier sei jemand, der sich das Haus ansehen wolle.

Nun ging es an eine eingehende Besichtigung des Ganzen. Vom Keller bis hinauf auf den Boden wurde jeder einzelne Raum beschritten und besehen.

Der Fremde nahm es sehr genau. Er klopfte an die Wände, untersuchte das Holzwerk, blickte in die Essen und Öfen. Vielerlei fand er auszusetzen.

Im Keller stand Wasser. Sam, der selbst niemals drin gewesen war, erklärte unverfroren: Den Keller habe er immer trocken gefunden bisher; das müsse zufällig eingedrungenes Schneewasser sein. Er wandte sich an den alten Büttner mit der Aufforderung, ihm das zu bestätigen. Traugott Büttner erklärte in mürrischem Tone: Solange er lebe, habe in diesem Keller im Frühjahr stets Wasser gestanden. — Der Händler biß sich auf die Lippen und warf dem Alten gerade keinen freundlichen Blick zu.

Auch sonst wurde mancherlei mangelhaft gefunden. Die Öfen taugten nach Ansicht des fremden Herrn nichts, während Harrassowitz beschwor, sie heizten ausgezeichnet. Die Dielen sollten an vielen Stellen schadhast sein. Das Dach sei reparaturbedürftig, die Treppe wackelig. Von der Holzstube wollte der Herr gar nichts wissen, die müsse er herausreißen lassen und durch Ziegelwände ersetzen. Kurz, das Haus war, wenn man den Worten des Mannes trauen durfte, „ein Loch“, in das man eine junge Frau unmöglich führen konnte.

Harrassowitz meinte, mit einigen hundert Mark mache er sich anheischig, aus diesem Hause ein wahres Eldorado zu schaffen, „komfortabel und hochherrschaftlich“.

„Eine Hundehütte ist das Ding!“ rief der Fremde, der die starken Ausdrücke zu bevorzugen schien. „Fünftausend Mark muß ich hier gleich reinschmeißen; bloß was das Ausmisten kostet. Natürlich geht das vom Kaufpreise ab.“

Der Händler schwor dagegen, beide Hände zur Beteuerung erhebend, dann könne kein Handel zustande kommen; er dürfe nicht eine Mark vom Preise ablassen.

So wurde hin und her gefeilscht zwischen den beiden. Auf den alten Büttner, der gesenkten Hauptes dabeistand, Rücksicht zu nehmen, schien man für überflüssig zu halten.

Nachdem man Haus und Hof gründlich besichtigt, wobei der Fremde alles so schlecht wie möglich machte, während Harrassowitz seinen Besitz nach Möglichkeit herausstrich, ging es hinaus zu der neu angelegten Ziegelei. Büttner wurde nicht aufgefordert, mit dorthin zu kommen.

Nach Verlauf von einer Stunde etwa kamen die Herren in das Gehöft zurück. Sie begaben sich in die ehemalige Wohnstube der Büttnerschen Familie. Sam verlangte Tinte und Papier und schimpfte, als das nicht zu haben war.

„Sie können derweilen rausgehen!“ sagte er zu dem alten Manne. „Aber halten Sie sich in der Nähe auf, bis ich sie rufen werde.“

Traugott Büttner ging in den Stall. Die Gesellschaft der Tiere war ihm lieber als die der Menschen. Die Tiere waren unverständlich, stumpf und gutmütig. Die kaltblütig-grausame Art, seinesgleichen zu martern, hatte der Mensch vor der Kreatur voraus.

Der alte Mann saß bei den Kühen auf einem Melkschemel. Er hatte den Tieren neues Futter vorgeworfen. Gemächlich kauend standen sie da. Blickten ihn während des Kauens hin und wieder an, furchtlos; sie kannten ihn ja.

Durch die offene Stalltür konnte man über den Hof her vernehmen, wie jene drüben in der Stube sprachen. Sie schienen noch nicht einig. Es ging lebhaft zu beim Handeln.

Der Bauer versank tiefer und tiefer in Brüten. Eine „Hundehütte“ hatte der Herr sein Haus genannt! Das der Mensch nicht stumm geworden war für solche Väterung!

Er, der Büttnerbauer, mußte doch wohl sein Haus kennen und wissen, was es wert war; es gab kein besseres im ganzen Dorfe.

Er selbst, Traugott Büttner, hatte viel Arbeit, Sorge und Kosten auf das Wohnhaus verwendet. Es war stets sein Stolz gewesen, daß es so stattlich sei; er hatte seinen Ehrgeiz darein gesetzt, das von den Vätern überkommene Heim in Ordnung und Stand zu halten.

Er hatte dieses Haus lieb, wie man ein lebendes Wesen liebt. Wenn er vom Felde hereinkam, blickte es ihn schon von weitem an, freundlich und vertraut, wie eine Mutter. — Es war ja auch die Mutter von vielen Generationen, die in ihm geboren und groß geworden, denen es Obdach und Behausung gewährt hatte.

Er kannte dieses Haus, wie er seine Ehefrau gekannt hatte. Er liebte es nicht nur in seinen Vorzügen und guten Seiten, er liebte es in allen seinen Eigenheiten und Heimlichkeiten, die nur ihm offenbar waren. Er liebte es nicht zum

mindesten der schweren und hangen Stunden wegen, die er unter diesem Dache durchlebt hatte.

Und nun kam einer her, ein Fremder, und nannte es eine „Hundehütte“!

Es war nicht Zorn, was der Alte empfand, auch nicht Ärger. All die jäh aufwallenden heißen Gefühle waren ausgelöscht in ihm. Mehr ein Staunen war es, ein Verwundern über das, was ihm widerfuhr. Der Geist der streitbaren Auflehnung, der ihn früher oft zu seinem Schaden beseelt, hatte einer dumpfen Verdrossenheit Platz gemacht.

Auch jetzt wieder hatte er sich in einen Gedanken ver-
bissen: jener fremde Herr, dessen Namen er nicht einmal kannte, hatte sein Haus eine Hundehütte genannt. Und nun sagte er das Wort vor sich hin mit rauher Stimme: „Hundehütte, Hundehütte, Hundehütte...“, daß die Kühe im Fressen innehielten und sich nach dem närrischen Alten umsahen.

Vom Hause her ertönte jetzt lautes erregtes Sprechen, als ob sie sich dort stritten. In der Haustür erschien der Fremde. Er war im Begriffe, seinen Pelz anzuziehen; hinter ihm kam Sam, suchte den Mann festzuhalten.

„Zwanzigtausend Mark für so eine Hirtische ist Unverschämtheit!“ schrie der Fremde. „Ich weiß ganz genau, was Sie in der Subhastation dafür gegeben haben.“

„Aber was ich inzwischen hineingesteckt habe, Herr Berger! Wollen Sie das bitte nicht vergessen.“

Der Fremde stand noch immer in der Tür, er hatte inzwischen den Ärmel gefunden, schien auf dem Sprunge, fortzugehen.

„Schön: reingesteckt! Ausgenommen haben Sie dreimal so viel als Sie gegeben haben! Und nun soll ich Ihnen für den Hof und das bißchen Ziegelei zwanzigtausend Mark geben! — Berrückt müßte ich sein! Viertausend Taler gebe ich! Nicht einen Pfennig mehr!“

„Kommen Sie nur ins Haus, Herr Berger!“ mahnte der Händler und suchte den erregten Mann hereinzuziehen. „Wir werden schon handelseinig werden!“ Dabei klopfte er ihm auf die Schulter.

„Sie sind ein Halsabschneider!“ schrie Berger, folgte aber dem Händler doch ins Haus.

Es dauerte wiederum eine ganze Weile, dann erschien Harrassowitz in der Haustür und rief den Bauern herein. Er stellte ihn dem Fremden vor. „Das ist hier der alte Büttner, der frühere Besitzer. Ein braver Mann! Ich kann ihn nur empfehlen. Wir sind stets gut miteinander ausgekommen, nicht wahr, Büttner?“ Dabei stieß er den alten Mann vertraulich an.

Büttner sagte nichts. Er stand da gesenkten Hauptes und blickte auf die Diele.

„Ich habe nämlich an diesen Herrn hier soeben verkauft,“ fuhr Harrassowitz fort; er schien in bester Laune, rieb sich vergnügt schmunzelnd die Hände. „Das ist also hier Ihr neuer Herr, Büttner! Herr Berger wird die Ziegelei in Betrieb nehmen und gedenkt hier zu wohnen. — Es wird gut sein für Sie, Büttner, wenn Sie sich mit ihm stellen.“

„Das Haus entspricht durchaus nicht meinen Ansprüchen,“ meinte Herr Berger, sich mißmutig umblickend.

„Meine Frau kommt von der Stadt und ist's ganz anders gewöhnt.“

„Es wird der jungen Frau mit der Zeit ganz gut hier gefallen in Halbenau; passen Sie mal auf, Herr Berger! Hier ist's ganz nett, man versteht hier auch zu leben. Und gesund ist's! Die Leute werden alt hier zu Lande! Wie zum Beispiel Herr Büttner hier!“

Der Fremde zuckte die Achseln, dann meinte er, sich an den Alten wendend: „Ich würde Sie unter gewissen Bedingungen im Hause behalten. Eine Kammer können Sie meinetwegen haben, obgleich eigentlich viel zu wenig Platz ist.“

„Büttner nimmt mit allem vorlieb,“ sagte Harrassowitz, sich einmischend. „Sie müssen nur wissen, der Mann hat Zeit seines Lebens hier gewirtschaftet, da wäre es immerhin hart, wenn er Knall und Fall fort müßte. Ich habe auch Erbarmen gehabt mit ihm, obgleich ich's eigentlich nicht-nötig hatte. Das ist eben eine Art von Anstandspflicht — gewissermaßen.“

Der neue Besitzer machte eine ungeduldige Bewegung.

„Zwingen kann Sie dazu ja niemand!“ rief der Händler. „Wenn Sie den Alten drin lassen, so ist das eben eine Art von Barmherzigkeit und Herr Büttner muß Ihnen zeitlebens dafür dankbar sein — nicht wahr, Büttner?“

„Meintzwegen!“ sagte Berger und erhob sich. „Ich will gestatten, daß der Mensch hier wohnen bleibt in einer Dachkammer. — In die Hausordnung haben Sie sich natürlich zu fügen, Büttner! Und ich darf erwarten, daß Sie keinerlei Störung verursachen. Die Wohnung sollen Sie frei haben; ich verlange als Entgelt, daß er den Garten versorgt und die häuslichen Arbeiten übernimmt: Holzspalten, Austragen der Grube, Kohlenklopfen und so weiter. Eventuell werde ich ihn auch in der Ziegelei beschäftigen, wenn er dazu nicht schon zu alt ist. Natürlich ist dieses Verhältnis meinerseits stets kündbar.“

„Das scheint mir nur billig und gerecht!“ rief Harassowitz. „Sie können lachen, Büttner! Machen Sie nur nicht ein so finsternes Gesicht, Mann! So trifft's nicht jeder!“

„Das scheint ein alter verstockter Bursche zu sein!“ sagte Berger zu dem Händler, als sie das Haus verließen.

„Was wollen Sie,“ meinte Sam. „Er ist halt'n Bauer!“

*

Soeben war von Häschke (Gustavs Freunde) eine Antwort eingetroffen. Er hatte eine Stelle für den Freund gefunden. Gustav sollte in einem großen Hause der inneren Stadt die Bizewirtsstelle übernehmen.

Es war ein verantwortungsreicher Posten. Im Hinterhause befand sich eine Kartonagenfabrik, die über hundert Leute beschäftigte. Im Parterre des Vorderhauses war ein Bankgeschäft, im ersten Stock eine Versicherungsgesellschaft; alles in allem wohnten in dem weitläufigen Gebäude einige zwanzig verschiedene Parteien.

Gustavs ausgezeichnete Militärpapiere hatten den Ausschlag gegeben, als er zu dieser Stellung gewählt wurde. Häschke riet, daß er sofort annehmen sollte; es gäbe eine ganze Anzahl anderer Bewerber für den Posten.

Für Gustav war es nichts Kleines, sich hier zu entscheiden. Vieles daran war verlockend: die feste Anstellung, das auskömmliche Gehalt; übergroße Anstrengung war mit einem solchen Posten auch nicht verbunden und man behielt Zeit übrig für sich und die Seinen.

Auf der anderen Seite gab es mancherlei Unerquickliches an einer solchen Stellung. Man brachte mit seiner Arbeit nichts Bleibendes vor sich, woran man seine Freude hätte haben

können. Die Aussicht, Höheres zu erreichen, sich selbst vorwärts zu bringen, war ausgeschlossen. Man war der Diener von tausend beliebigen Leuten. Und was Gustav als das schwerste erschien: er wurde herausgerissen aus dem von Jugend auf gewohnten Leben. Vom Acker weg wurde er in ein städtisches Souterrain verpflanzt, in das vielleicht die Sonne nicht einmal am Tage drang. Wie würde er, wie würde Pauline das ertragen? Jetzt erst, wo er vor die Entscheidung gestellt war, merkte er, was er vorhatte: daß er einen Strich mache unter seine eigene Vergangenheit, daß er mit der vielhundertjährigen Überlieferung seiner Familie breche, daß er im Begriffe stehe, aus einem Landmann ein Städter zu werden.

Er besprach die Sache mit Pauline. Sie überließ ihm, wie in allen wichtigen Fragen, auch diesmal die Entscheidung. Ihr genügte, bei ihm bleiben zu dürfen, alles andere solle ihr recht sein.

Schließlich erkannte Gustav, daß es eine Wahl für ihn gar nicht mehr gäbe; er mußte annehmen. Der Winter hatte die Ersparnisse des vorigen Sommers verschlungen. Als Aufseher wieder in die Rübengegend zu gehen, hatte er geschworen. In der Heimat gab es keine Beschäftigung für ihn, wenn er nicht tagelöhnern wollte. Er mußte also nach dem greifen, was sich ihm bot, um sich und die Seinen vor Mangel zu bewahren.

Die Stelle war durch Todesfall erledigt, und Häfchte hatte geschrieben, daß Gustav sobald wie möglich antreten müsse. Es hieß also, in wenigen Tagen packen und Abschied nehmen.

Ein Plan war in Gustav gereift: er wollte den Vater auffordern, mit ihnen in die Stadt zu ziehen.

Gustav war sich nicht im unklaren, was er damit auf sich nehme. Es würde nichts Leichtes sein für alle drei Teile; der alte Mann war schwierig, würde kein bequemer Hausgast sein. Besonders in der Stadt war das nichts Kleines, wo man enge aufeinander saß, wo alle die mannigfaltigen Abziehungen des ländlichen Berufes fehlten.

Aber es mußte sein! Pauline sowohl wie Gustav waren sich klar darüber, daß sie den Vater nicht in seinem Elend allein lassen durften. Was sollte aus ihm werden in Halbemau, wenn sie nun auch fortgingen? Wenn es niemanden mehr

gab, der sich um die Notdurst des Alten kümmerte! Das Armenhaus war der wahrscheinliche Abschluß.

Eine solche Schande wollte man nicht auf sich laden. Der Familiensinn, der bei Gustav nicht völlig untergegangen war, sprach mit. So weit war es mit den Büttner's doch noch nicht gekommen, daß man das Familienoberhaupt hätte in Schmutz und Armut verkommen lassen mögen, ohne eine Hand zu rühren. Die Leute würden mit den Fingern auf solch unnatürliche Kinder gewiesen haben. Diese Schmach wollte Gustav seinem Namen nicht antun.

Als sie jedoch mit dem Vater davon sprachen, stießen sie auf Widerstand. Er wollte nicht in die Stadt, erklärte er.

Sie hielten ihm vor, was seiner in Zukunft in Halbenau warte: das Einliegerelend, die Abhängigkeit von wildfremden Menschen, die ihn als ihren Knecht behandeln und ihm, wenn es ihnen paßte, den Stuhl vor die Tür setzen würden. Und was, wenn er krank würde! Wer würde ihn pflegen? All das hielten sie ihm vor. Ob es Eindruck auf ihn mache oder nicht, war nicht zu ersehen. Er sagte nicht ja und nicht nein, trug seine gewöhnliche mürrischverschlossene Miene zur Schau.

Gustav machte einen Versuch, ihn beim Ehrgefühl zu packen. Sollte er sich bei seinen Jahren noch als Tagelöhner verdingen? Wollte er wirklich in die Ziegelei gehen auf Arbeit? Er, der ehemalige Großbauer: Ziegelstreicher! Oder wollte er gar der Gemeinde zur Last fallen?

Aber auch hierauf zeichnete er nicht. Er schüttelte nur den Kopf und murmelte etwas Unverständliches vor sich hin. Es schien fast, als hege er einen wohlüberlegten Plan, einen Entschluß in seinem Innern, den er niemandem verraten wollte.

Seine Kinder drangen noch einmal in ihn. Sie stellten ihm dar, wie schön er es bei ihnen haben werde. Man wolle ihm ein Stübchen ganz für sich lassen. Häschke habe von einem Garten geschrieben, den Gustav mit im Stande zu halten hätte; diese Arbeit solle er übernehmen, damit er doch seine Beschäftigung habe. — Es verschlug alles nichts. Man konnte zweifelhaft werden, ob er überhaupt die Worte höre; seine Züge waren leer, seine Augen schienen auf etwas gerichtet: weit, weit in der Ferne, das nur er sah.

Gustav gab es schließlich auf, dem Vater noch länger zuzureden. Wenn der nicht wollte, dann brachten ihn zehn Pferde nicht von der Stelle. Er war eben ein Bittner! —

Die junge Frau sprach den Schwiegervater noch einmal unter vier Augen; mit jener innigen, schlichten Herzlichkeit, die ihr zu Gebote stand, meinte sie: Sie wollten's ihm auch so gut machen, als er sich's nur denken könne.

Sie hoffte, ihn vielleicht mit der Kost locken zu können. Sie wollte ihm so kochen, wie er's gewohnt sei von der Mutter her, und wie sie wisse, daß er's gern habe.

Da traten dem Alten plötzlich die Tränen in die Augen; mit einer Weichheit, die man sonst nicht an ihm gewohnt war, sagte er: „Ne, ne! Pauline, laß ack! Du bist gutt! — Ich weeb, Ihr meent's gutt mit mir alen Manne. Aber, laß ack!..“

Dann versank er in Nachdenken.

Sie wagte es, seine Hände zu ergreifen und sie zu streicheln. Noch einmal stellte sie ihm dann vor, wieviel besser er's haben könne, wenn er bei seinen eigenen Leuten bliebe als unter Fremden.

„'s is alles eens, Pauline!“ war seine Antwort. „Mit mir is eemal nischt nich! Mir nutzt nischt nich! Ich were bale ganz alle sen!“

Sie meinte dagegen: Er werde noch manches Jahr erleben; er sei ja rüstig und nehme es noch mit manchem Jungen auf.

„Ne, ne! Ich ha's'n dicke! Ich ha's'n schon ganz dicke! — De Mutter is nu och tut. 's is ne schiene su aleene ei der Welt.“

Er schnäuzte sich und wischte die Augen; beides mit der Hand. Dann fuhr er fort: „Gieht Ihr ack! und laßt mich Alles in Frieden. Ihr sed jung! Ihr wißt ne, wie's unferreenem zumute is. Ihr kennt's ne wissen. Das kann niemand nich verstiehn, wie's unferreenem ums Harze is. — Su manchmal, Mächtens — su alleene — und an Tage och, su verlassen! Wer mechte sich wünschen, daß de Sunne gar ne nich scheinen tate. Alles is eenem zuwider! Ne, ne! Das verstiecht niemand ne, der's ne derlabt hat! — Laßt mich ack! Ich wer' schon a Blazel' finden; is ne ei der Welt, dann is am Ende, kann sen, haußen.“

Pauline schluchzte laut auf, als sie den alten Mann so sprechen hörte.

„Ju, ju! Su is! Ich glob', ich wer mich ne lange miß zu schinden han. — Ich will der och noch was mitgabn, Pauline, zum Andenken, eh' daß'r gieht.“

Damit ging er nach seinem Bretterverschlag auf dem Boden und kam nach einiger Zeit, den Arm voll Kleidungsstücke, zurück.

Da war eine wattierte Puffjacke der Bäuerin, eine seidene Schürze, die er mal seiner Braut zum Geschenk gemacht hatte, etwas Leibwäsche der Verstorbenen und noch Kleinigkeiten aus dem Nachlasse der Bäuerin, mit denen er Paulinen beschenkte.

Auch Gustav sollte bedacht werden. Der Alte schleppte seinen Schafwollpelz herbei, den er seit dreißig Jahren führte.

Pauline weigerte sich, den Pelz für ihren Mann anzunehmen; den müsse der Vater behalten, damit er im Winter was Warmes habe.

„Ich wer' keenen Winter mer sahn!“ sagte der Bauer.

Da er böse zu werden drohte über ihre Weigerung, nahm sie den Pelz schließlich an, zum Schein. Sie wollte ihn der eigenen Mutter übergeben, die ihn einstweilen aufbewahren und dem Alten bei beginnender Winterszeit zurückstellen sollte.

An einem Sonntagmorgen in der Frühe nahmen Gustav und Pauline Abschied von Halbenau. Ihre Abreise hatte manchen Freund und manche Freundin herbeigelockt. Frau Katschner schwamm in Tränen. Sie mußte der Tochter heilig versprechen, daß sie nach dem alten Büttner sehen werde.

Der alte Mann war nicht erschienen, um von seinen Kindern Abschied zu nehmen. Die Leute sagten, er sei auf dem Wege nach der Kirche gesehen worden.

*

Am Sonnabendabend war der alte Büttner zum Dorfbader gegangen und hatte sich seinen Bart abnehmen lassen. Sonntags beim Morgengrauen nahm er seine Feiertagskleider aus der Bade, den langschößigen Tuchrock, der zur Hochzeit neu gewesen war, die Weste mit den Perlmutterknöpfen, den Zylinder, der ihm nun auch schon an dreißig Jahre Dienste getan hatte, und der trotz alles Streichens mit dem Rockärmel nur immer widerhaariger wurde.

Traugott Büttner ging zum Tische des Herrn.

In seinem Feiertagsstaat, das Gesangbuch in der Hand, schritt er die Dorfstraße hinab. Er blickte nicht rechts noch links, nur auf seinen Weg.

Anderer Altarleute, die ihn überholten, blickten ihm erstaunt ins Gesicht.

Ja, war denn das wirklich der Büttnerbauer! Oder war es sein Geist? Die bleichen Wangen, nicht mehr vom Bart versteckt, zeigten jetzt erst ihre ganze hohle Magerkeit.

Er erwiderte keinen der vielen Morgengrüße, die ihm von allen Seiten geboten wurden. Sein Gang war langsam, aber fest, die Blicke hielt er starr geradeaus gerichtet.

Man steckte die Köpfe zusammen. „Sahst ad' Büttnertraugott gieht beichten!“ — Er war eine ungewohnte Erscheinung geworden in der Kirchfahrt.

Beim Hauptgottesdienste, der der Kommunion folgte, nahm Büttner seinen altgewohnten Kirchenplatz ein. Vieler Augen waren auf ihn gerichtet; es war, als ob nach langem Krankenlager einer wiederum unter Menschen geht. Selbst der Geistliche schien unter dem Eindrucke zu stehen, daß heute ein besonderer Gast in ihrer Mitte weile; er sprach einige Male mit Betonung nach jener Richtung hin, wo der alte Mann saß.

Der hörte der Predigt vom ersten bis zum letzten Worte mit Aufmerksamkeit zu. Beim Schlusse des Gottesdienstes opferte er seinen Groschen, wie er es von jeher getan, so oft er das Abendmahl genossen.

Man wollte ihn anreden, als er aus der Kirche trat. Alte Freunde drängten sich an ihn heran. „Nu, Traugott!“ hieß es, „wu hast denn du su lange gestackt?“

Er schien für die Frager keine Zeit zu haben. Mit eigenartig ernstem Blicke sah er die Leute an, schüttelte den Kopf, wandte sich und ging. — Mancher, der jetzt kaum darauf geachtet, sollte sich später daran erinnern. — „Gerade als ob'r d'ch durch und durch buhren wollte; und duch als ob'r ganz wu andersch hin säte,“ schilderte ein Zeuge nachmals diesen Blick. Dann sei er auf einmal verschwunden aus der Menge der Kirchgänger; keiner wollte wissen, wie das geschehen.

Traugott Büttner schritt auf seinen ehemaligen Hof zu. Heute war das Haus menschenleer; des Feiertags wegen arbeiteten die Handwerker nicht.

Er ging in die Kammer, legte die Feiertagskleidung ab und zog die Werkeltagskleider wieder an. Dann legte er die guten Sachen sorgfältig zusammengefaltet auf einen Stuhl, das Gesangbuch zu oberst auf das Bündel.

Nachdem er das besorgt, begab er sich in den Stall. Er steckte den Kühen Futter auf, reichlich, für zwei Mahlzeiten. Den Schweinen schüttete er Treber vor und goß einen Rest von Milch darüber zu einer rechten Feiertagsmahlzeit. Darauf sah er sich noch einmal um, wie um sich zu überzeugen, daß alles beschiedt und in Ordnung sei. Dann machte er die Türe hinter sich zu und schritt zum Hofe hinaus auf dem Wege hin, der nach dem Walde führt.

Nach einer Weile machte er Halt, wandte sich um. Hatte er etwas vergessen? — Er wollte nur das Dach noch einmal sehen, unter dem er Zeit seines Lebens gehaust hatte. Dort ragte der freundliche Giebel über die Scheune hinweg.

Der alte Mann hielt die Hand über die Augen, um sie vor den blendenden Strahlen der Frühjahrs Sonne zu schützen. Er stand da eine Zeitlang, betrachtete alles noch einmal ganz genau; das würde er nicht wieder sehen!

Dort auf den Scheunendächern war schon wieder mal das Stroh lose geworden; es sträubte sich wie unordentliches Haar nach allen Richtungen. Daß er das bisher gar nicht bemerkt hatte! — Nun, der Neue würde das schon in Ordnung bringen! Ihn fröstelte auf einmal.

Warum stand er denn hier eigentlich? Was wollte er denn? — Ja, richtig! Nur schnell! Je eher, je besser! Wozu hier stehen und gaffen? Das nützte ja doch nichts! Aber das Strohdach... Er hätte gar nicht gedacht, daß der Wind neulich so stark gewesen wäre! — Er war selten hier herausgekommen in der letzten Zeit, weil ihn die Ziegelei ärgerte! Ach, diese Ziegelei! Das ganze Gut war schimpfiert. Dort blickte die Esse vor; er mochte gar nicht hinblicken!

In weitem Bogen umging er das Bauwerk, bis er hinter der Ziegelei wieder auf den Hauptweg des Gutes kam.

Wieviel tausend und abertausendmal in seinem Leben war er diesen Weg hinausgeschritten! Zu allen Jahreszeiten, ledig und mit Bürde, allein oder in Gesellschaft der Frau, der Kinder, mit den Gespannen. Vom Büttnerschen Hofe kam der Weg, führte durch Büttnersche Felder und Wiesen,

lief in den Büttnerschen Wald aus. Eine halbe Stunde und mehr konnte der Bauer geradeaus schreiten, ohne von seinem Grund und Boden herunterzukommen.

Hier war er umgeben von den Zeugen seines Lebens und Wirkens. Jener klobige Steinblock erinnerte ihn an die tagelange schwere Arbeit, mittelst der er ihn aus dem Acker gehoben. An dieser Ecke war er in früher Jugend bewahrt worden vor Unfall wie durch ein Wunder; die Pferde waren scheu geworden, hatten den Knaben geschleift, als der Vater desselben Weges kam, sich den Tieren entgegenwarf und so des Kindes Leben rettete. Dort jenen wilden Rosenstrauch hatte er stehen lassen, während rings alles Gebüsch gerodet wurde, der Hagebutten wegen, aus denen die Bäuerin ein schmachhaftes Mus zu bereiten verstand. — Hier hatte jeder Fußbreit Landes Bedeutung für ihn, jedes Hälmschen erzählte ihm eine Geschichte.

Jetzt verließ er den Hauptweg, schlug einen schmalen Gang zwischen zwei Feldern ein. Dabei stieß er auf einen frisch gesetzten Grenzstein. Das war die neue Einteilung! — Alles hatten sie ihm durcheinander geworfen: die Grenzen, die Schläge, die Fruchtfolge.

Da war ein Stück mit junger grüner Saat. Hafer konnte das nicht sein. Ja, zum Teufel, was war denn das? — Der Bauer blieb stehen, bückte sich, betrachtete sich die Hälmschen genau. Das war ja Gerste! — War der Mensch verrückt, hier Gerste zu bauen, auf diesem nassen Zipfel! Der würde sich mal wundern im Herbst, was er hiervon ernten mochte. Er mußte doch seinen Acker kennen. Hier gerade war undurchlässiger Tonboden und immer Nässe. Da wollte solch ein Esel Gerste bauen! — Der Alte lachte grimmig in sich hinein.

Aber er hatte ja noch was vor heute. Richtig! — Ein kleiner Schauer lief ihm den Rücken hinab.

Nur die Furcht nicht Herr werden lassen! Die Sache war schnell vorüber, wenn man's richtig anfing. Er überzeugte sich durch einen Griff in die Brusttasche, daß das, was er brauchte, auch da sei.

Was sie wohl sagen würden, wenn sie ihn erst gefunden haben würden! — Was seine Peiniger da sagen würden! — Kaschelernst, der Hund! Dort lag sein Feld. Sein Korn

schien gut zu stehen heuer. Wie er ihm im vorigen Jahre die Saat umgestürzt hatte, das war doch mal ein gelungener Streich gewesen! — Der Schimmer eines Lächelns flog über die verbissenen Züge des alten Mannes.

Jetzt mußte er Halt machen; er war zu schnell gegangen. Nur Ruhe! Er kam noch zeitig genug! Er warf einen Blick auf das Dorf, das man von hier aus in seiner ganzen Länge übersehen konnte, bis zur Kirche hinab. Eben begannen sie dort zu läuten; es war wohl zum zweiten Gottesdienste. Büttner nahm unwillkürlich die Mütze vom Kopfe, faltete die Hände, betete ein Vaterunser. Dann seufzte er tief und wandte sich wieder zum Gehen.

Ob sie ihm wohl ein christliches Begräbniß gestatten würden?

Daß er als Christ gestorben und nicht wie ein Heidenmensch, das mußten sie doch einsehen! Die ganze Gemeinde und der Pastor hatten ihn ja in der Kirche und am Altar gesehen. Das mußte doch gelten!

Es war ja am Ende nicht recht in den Augen der Menschen, was er tat, und eine Sünde vor Gott dem Herrn war es auch. Aber konnte er denn anders? Tausendmal hatte er's erwogen. Wie viele schlaflose Nächte waren darüber hingegangen seit jener, wo ihm der Gedanke zum ersten Male gekommen! Es war damals gewesen, als seine Frau unbedigt im Hause lag. Er selbst hatte die Tote gewaschen und angekleidet. Still hatte sie dagelegen und zufrieden, im Leichenhemde. Da war ihm beim Anblicke des friedlichen Angesichts seiner Lebensgefährtin zum ersten Male der Gedanke gekommen, wieviel besser es doch die Toten hätten als die Lebenden. Gar nicht schrecklich war der Tod; er hatte etwas so Natürliches und Gutes. Seitdem ließ ihn die geheime Sehnsucht nach der Ruhe nicht wieder los.

Anfangs hatte ihn oft gequält bei dem Gedanken, wie doch ein solches Ende wider Natur und Sitte sei. Allmählich aber hatte er sich an die Vorstellung des Grauenhaften so gewöhnt, daß seine Pulse kaum schneller gingen, so oft er daran dachte. Es gab ja keinen anderen Weg! Sie hatten ihm alles zerstört, was den Menschen ans Leben fesselt. Richtig hinausgedrängt war er worden aus seinem Besitze, aus allen seinen Rechten. Den Boden hatten sie ihm unter den Füßen

weggerissen. Wenn sie's gekonnt hätten, sie hätten ihm gewiß auch Picht und Luſt genommen.

Ein Bettler war er. Aber ins Armenhaus ſollten ſie ihn doch nicht bekommen. Die Freude wollte er ihnen nicht machen, den ehemaligen Büttnerbauer im Armenhauſe zu ſehen. Nun würde er's ihnen gerade mal zeigen, daß er ſeinen Kopf für ſich hatte. Mit guten Lehren und Ratschlägen waren ſie immer ſchnell bei der Hand geweſen, aber ihn zu retten, hatte keiner den Finger gerührt. Er verachtete ſie alle, die ganze Sippe! Daß er nun endlich keine Geſichter mehr zu ſehen brauchte, war ihm ein langergehtes Glück. Sie ließen einen ja doch nicht in Frieden, wie tief man ſich auch verkroch, ſie kamen einem nach, überall hin, die geſchwätzige, neugierige Art. Man mußte ſchon ganz aus der Welt gehen, um Ruhe zu haben. Und nach ſeinem Tode würden ſie wahrſcheinlich erſt recht klug reden. Das hätte er nicht tun ſollen, würden ſie ſagen. Ein großes Gezeter würden ſie anheben. Er kannte ſie ja, wie ſie waren, kalthertzig und gleichgültig, ſo lange einer zappelt, und dann, wenn ihm der Atem ausgegangen, wenn er verröchelt war, dann kamen ſie herbeigelaufen, umſtanden das Opfer mit Tränen und Seufzern und Redensarten.

Aber das ſollte ihn nicht bekümmern, das hörte er ja alles nicht mehr! — Er tat, was er für recht hielt. Hier durfte ihm keiner mehr was 'rein reden. Mit ſich ſelber konnte man anfangen, was man wollte. Wer einem nichts gab, hatte einem auch nichts zu befehlen!

Jetzt war er ſeinem Ziele ſchon ganz nahe. Dort am äußerſten Feldrande ſtand der Baum; ein wilder Kirſchbaum, ſchlank gewachſen. Ein Haufen Steine, aus dem Felde zuſammengeleſen, lag darunter. Die Krone ſtand in voller Blütenpracht, leuchtete weithin wie eine weiße Haube. Dahinter lag das Büſchelgewende.

Der Alte machte Halt. Was war denn hier vorgegangen? Erdhäuſchen an Erdhäuſchen in langen, ſchnurgerade ausgerichteten Reihen! Und die grünen Quirle, die aus den Haufen hervorlugten: junge Fichtenpflanzen!

Hatten ſie ihm das Büſchelgewende alſo doch zugepflanzt! — Wie viele Tage und Stunden mühevoller Arbeit mit Pflug und Egge ſteckten in dem Boden! Und dieſe Arbeit war für nichts und wieder nichts geweſen. Was er im Laufe eines

Lebens der Wildnis entrissen, hatte die gräfliche Forstverwaltung in wenigen Tagen zupflanzen lassen.

Also auch dieses Zeugnis seines Schaffens war vernichtet; so hatten sie ihm denn alle Maschen seines Lebenswerkes aufgelöst.

Er stand und starrte die grünen Spitzen der Fichtenzupflänzchen an. Eine dumpfe Wut stieg in ihm auf.

Da fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, wie sinnlos sein Ärger sei; er brauchte sich ja nicht mehr zu ärgern. Nichts auf der Welt ging ihm mehr was an, wie er keinem mehr was anging.

Noch einmal empfand er die ganze Wonne des wirklich Einsamen, den Stolz, die Verachtung des Bedürfnislosen, der im Begriffe ist, das letzte abgetragene Gewand von sich zu werfen.

Er war mit hastigen Schritten an sein Ziel gelangt. Hier stand der Kirschbaum, mit dunklem, glänzendem, wie poliertem Schafte, bis ins kleinste Ästchen von zierlichen Blütenkelchen bedeckt. Die ersten Bienen schwärmten bereits in der Krone.

Traugott Büttner achtete nicht auf das Summen und den Duft. Er maß den Baum mit prüfendem Blicke. Hier der unterste Ast war stark genug. Wenn er auf den Steinhäufen stieg, konnte er ihn erreichen. Eine Schlinge — dann die Füße loslassen, und dann...

Wieder lief ihm ein Frösteln durch alle Glieder. Ein Druck am Halse, als würde er ihm zugeschnürt, ein würgendes Gefühl im Unterleibe; die Beine drohten ihm den Dienst zu versagen.

Er mußte sich, von Schwäche übermannt, an den Stamm lehnen. Vor den Augen flimmerte es ihm. Er stand da mit offenem Munde, stieren Blickes. Es war zu fürchterlich, was er tun wollte: Hand an sich selbst legen! Fürchterlich! — Wenn ihm das einer in der Jugend gesagt hätte, daß er so enden werde!

Er betete ein Vaterunser, das erleichterte ihn. Dann richtete er sich auf; der Furchtansfall war vorüber.

Er wollte sterben; tausendmal hatte er sich's überlegt. Es war nicht das erstemal, daß er mit dem Stricke in der Tasche hier draußen stand. Bisher hatte ihn immer noch der Gedanke an seine Kinder abgehalten, das letzte zu tun. Sie sollten ihn nicht so hängen sehen.

Nun waren sie fort. Was die anderen sagen würden, die Fremden, war ihm gleichgültig.

Heute wollte er's mal zu Ende führen. Er war ja gut zum Sterben vorbereitet: war zur Beichte gewesen, hatte das heilige Abendmahl genossen; Gott mußte ihm seine Sünde vergeben.

Jetzt stand er auf dem Steinhaufen, der Strick saß fest am Aste, er brauchte nur den Kopf durch die Schlinge zu stecken.

Noch einmal hielt er inne. Sein Blick flog über die Felder und Wiesen zu seinen Füßen. Das war sein Land, er starb auf seinem Grund und Boden. Sein Auge suchte das Vaterhaus; da unten lag es, winkte zu ihm herüber aus blühenden Baumkronen.

Saßt unbewußt streifte er die Schlinge über den Kopf. Wenn er sich nun mit den Füßen abstieß, war's geschehen. Noch ein Vaterunser!

Der Strick würgte ihn schon am Halse. Er fühlte die Steine unter sich rollen. Unwillkürlich suchte er eine Stütze mit den Füßen. Umsonst! Er hatte den Grund verloren, sein Körper wurde lang.

Was war denn das an seinem Halse. Ein Band mit eisernen Stacheln! — Sie rissen ihm den Körper in Stücke! Ging er denn? Er sah ja noch alles, ganz deutlich: dort, die beiden Peute, zehn Schritt von ihm.

So helft mir doch! Schneidet mich ab! Seht ihr's denn nicht!

Nichts! Sie rühren sich nicht.

Der Wind spielt mit ihren Haaren, sie haben große, stille Augen. Der eine ist sein Vater, er erkennt ihn ganz genau, der Vater mit dem langen, gelben Haar, bartlos. Und das kleine, gebückte Männchen daneben ist der Großvater. Ein uralter Mann, mit schiefer Nase und rotumränderten Augen. So stehen sie da und sehen ihm ernst und schweigend zu.

Er will mit ihnen reden. Wenn nur das Band am Halse nicht wäre. — Hilfe! Helft mir!

Jetzt kommt der Vater heran. Vater! — So, jetzt wird's leichter. — Was sind das für große, schwarze Vögel...

Der Wind schaukelt den Körper hin und her. Die Bienen im Kirschbaum lassen sich deshalb in ihrem Geschäfte nicht

stören. Der Kopf mit dem grauen Haar hängt tief auf die Brust herab. Die weit aus ihren Höhlen hervorquellenden Augen starren die Scholle an, die Scholle, der sein Leben gegolten, der er Leib und Seele verschrieben hatte.

In der Heimat wurzelt die Erzählkunst von Clara Viebig und Helene Böhlau.

Clara Viebig (geb. 1860) stammt aus der Eifel; die Eigenart der Natur wird ihr zur Poesie. „Weite Heiden, über die der Wind hinseufzt — kahle Kratergipfel, im ausgebrannten Schlund ein unergründlich geheimnisvolles Maar — malerische Burgruinen in versteckten Tälern — forellenreiche Bäche und menschenleere Hochwälder — das ist Poesie!“ So begründet sie ihren Ruhm durch ihre Eifelgeschichten — „Kinder der Eifel“, „Das Weiberdorf“, „Vom Müller Hannes“. Über die realistische Heimatgeschichte strebte sie hinaus zum Zeitroman. Ihr gelangen „Die Wacht am Rhein“, „Das schlafende Heer“ (deutsch-polnische Kämpfe in der Ostmark) und „Die vor den Toren“ (Untergang der Tempelhofer Bauern durch das Anwachsen Berlins).

Helene Böhlau (geb. 1859) aus Weimar wurde durch ihre liebenswürdigen „Ratsmädelgeschichten“ bekannt. Bedeutender war ihr realistischer Gegenwartroman „Der Rangierbahnhof“.

Wie die Ballade, so hat auch die historische Erzählung ihre höchste Ausbildung und Vollendung durch **Frauen** erfahren.

Isolde Kurz und **Enrica von Handel-Mazzetti** haben auf diesem Gebiete Bedeutendes geschaffen.

Ganz neue Formen und neuen Gehalt erhält der historische Roman durch **Ricarda Huch**. Ein durchdringender, scharf und klar überblickender, fast männlicher Verstand vereint mit einem feinen Formgefühl sind dieser Dichterin eigen. Sie

ist zweifellos die vielseitigste dichterische Gestalt der Gegenwart. In lyrischen Gedichten, in Dramen, in Romanen offenbart sie eine große künstlerische Begabung; daneben behandelt

sie als Gelehrte in ihrer „Romantik“ literarische, im „Wallenstein“ historische, in „Luthers Glaube“ theologische Probleme und erfüllt sie mit philosophischem Geist. —

Ihre erste größere Erzählung „Rudolf Ursleu der Jüngere“ ist wohl ihr echtestes und eindrucksvollstes Werk. In ihrer Lyrik, die unter Meyers und Kellers Einfluß steht, bricht sich ein warmer, hingebender Ton weiblichen Gefühlslebens Bahn, gleichzeitig erhalten ihre Gedichte durch den scharfen Ausdruck

des Gedankens, das Hervorheben eines Momentes etwas ungemein Bildhaftes, wie etwa die „Ankunft im Hades“.

In des Hades Grüfte trat ein neuer Gast.

„Sei, Genosse, uns willkommen!

Sprich, was du vernommen
auf der Erde schönen Fluren hast.“

Lenz war droben, da von dannen ich gemußt.

Mit hinab in eure Grüfte

nahm ich Veilchendüfte:

diesen vollen Strauß an meiner Brust.“

Seht, da ruhn die Danaiden; von der Qual

muß auch Tantalus sich wenden;

jäh aus müß'gen Händen

stürzt der Stein des Sisyphus zu Tal.



Unerfättlich.

Ganz mit Frühling und Sonnenstrahl,
Klang und duftendem Blütenguß
mein verlangendes Herz einmal
füll' mir, seliger Überfluß!

Gib mir ewiger Jugend Glanz,
gib mir ewigen Lebens Kraft,
gib im flüchtigen Studentanz
ewig wirkende Leidenschaft.

Den Gipfel ihres Schaffens im historischen Roman erreicht Ricarda Huch in den „Geschichten von Garibaldi“ und „Der große Krieg in Deutschland“.

Ein vielgelesener Romandichter ist **Gustav Frenssen** (geb. 1863), der in seiner Jugend im Hause „Krupp“ Hauslehrer war und in dieser Zeit seinen ersten Roman „Die Sandgräfin“ veröffentlichte; er gehörte damals noch in mancher Beziehung zur „alten Schule“. Mehr und mehr befreite er sich jedoch von jener, bis er mit einem seiner letzten Romane „Der Pastor von Boggsee“ (spielt in der Zeit der Revolution in Deutschland nach dem Weltkrieg) durchaus in die Reihe der „Modernen“ eingetreten ist. Verschiedene Arbeiten liegen zwischen diesen zeitlich und inhaltlich weit auseinander stehenden Werken; unter den Dazwischenliegenden steht wohl „Jörn Uhl“ an der Spitze. Es ist ein Buch, das von der Arbeit redet, von unermüdlicher, unerschöpflicher, unablässiger Arbeit, ein Nebenstück zu Sudermanns „Frau Sorge“.

Hermann Löns (geb. 1866 in Westpreußen). Seine Dichtungen sind mehr Augenblicks- und Stimmungsbilder aus Wald und Heide als Erzählungen. Die letzteren sind meist aus der Tierwelt gegriffen und erzählen uns vom Hasen und Fuchs und Wolf und all den anderen Tieren des Waldes und bringen sie uns so menschlich nah. Wie köstlich ist z. B. die Geschichte von dem Hasen Mümmelmann, geschrieben in einer höchst eigenartigen, aus tiefstem Sprachgefühl geschöpften Form!

Rudolf Straß (geb. 1864) läßt mehrere seiner bekanntesten Geschichten in der Schweizer Gletschermwelt spielen und hat manches gute Werk geschaffen. Seit dem Weltkriege jedoch ist er einseitig geworden und der Charakter seiner Romane beweist, daß er an den großen Weltgeschehnissen nicht mit offenen Augen vorübergegangen ist.

Rudolf Herzog (geb. 1869). „Die vom Niederrhein“ und „Wiskottens“ sind Romane, in denen sich der Dichter der Heimatkunst zugewandt hat. In den „Wiskottens“ schrieb Herzog „das Arbeitslied der Wuppertaler Heimat“. Seine Romane sind aus einer warmen, frohen Erinnerungsstimmung heraus geschrieben und enthalten vorzügliche Naturschilderungen.

Herzog ist ein Liebling des Publikums, zu den wirklich großen Künstlern gehört er jedoch nicht.

Felix Holländer (geb. 1868) hat mit seinem „Jesus und Judas“ einen modernen Christusroman geschaffen, wie Hauptmann im „Emanuel Quint“ oder Krejzer mit dem „Gesicht Christi“. Holländer schildert einen Studenten, der den Arbeitern ein Jesus werden will und ihnen statt dessen ein „Judas“ wird. Der folgende Roman hieß „Weg des Thomas Truck“, darauf erschien „Der Tänzer“.

Heinz Tovote (geb. 1864) hatte für den Anfang der neunziger Jahre insofern eine gewisse Bedeutung, als daß er in seiner Tendenz eine Wendung von dem „Naturalismus in der Bluse“ zum „Naturalismus im Frack“ machte. Er führte den Leser wieder in die Salons und Boudoirs; kehrte den Rücken der Welt der Arbeit, der Last, der Sorge und wandte sich zu der Welt des wenn auch etwas wehmütig-melancholischen „Genusses“. Mit seinem Roman „Im Liebesrausch“ hatte er einen großen Erfolg.

Vieles hatte **Georg Freiherr von Ompteda** mit Tovote in seiner literarischen Frühzeit gemeinsam, als er als junger Offizier seine ersten Gedichte, Novellen und Romane erscheinen

ließ. Er hatte aber vor Tode eines voraus: Er war Offizier gewesen, er war Aristokrat. Er hatte die Tragik des Offiziersberufes, die Tragik des adeligen Standes der Gegenwart innerlich durchlebt. So lag es ihm näher, sich in seinen Dichtungen in den Kreisen zu bewegen, zu denen er auch im Leben gehörte und die Tode im gewissen Sinne doch fremd waren. So erschien sein großes Werk „Deutscher Adel um 1900“, eine Romanreihe in 3 einzelnen Büchern: „Sylvester und Geyer“, „Eysen“ und „Cäcilie von Sarryn“.

Thomas Mann (geb. 1875) ist heute wohl der hervorragendste deutsche Romandichter, der sich in seinem epochemachenden Roman „Die Buddenbrooks“ als meisterhafter Gesellschaftsschilderer erweist.

Zu diesem Roman entwickelt er den inneren und äußeren Verfall einer Lübecker Patrizierfamilie. Zu Anfang steht das Kaufmannsgeschlecht in Reichtum und Glanz da, allmählich verändern sich die körperliche und geistige Eigenart und die Vermögensverhältnisse der Familie, der Zeitgeist und die gesellschaftlichen Zustände. Wie die Glieder einer Kette ziehen die einzelnen Stufen des Verfalls einander nach, bis vom ehemals reichen und gesunden Patriziergeschlecht ein frühreifer, todgeweihter Schulknabe übrig bleibt.

— Der Roman ist dargestellt in einer kühl sachlichen und doch fein abgetönten Sprache und mit einer Kunst der Milieuschilderung, wie das nur ein „Künstler“ kann.



Sein anderer Roman „Königliche Hoheit“ reicht an die „Buddenbrooks“ nicht heran. Dem Umfange nach Novelle, dem Charakter nach Roman ist „Der Tod in Venedig“, Thomas Manns tiefstes und persönlichstes Werk.

Umfassende Seelenkunde, schärfste Beobachtung menschlichen Gebarens, kunstvolle Steigerung zu einer meist tragikomischen Katastrophe von allgemeiner Bedeutung erhebt Th. Manns Novellen zu kleinen Meisterwerken.

Auch Heinrich Mann (geb. 1871) ist ein bekannter Erzähler. Es ist vorzugsweise der „Gesellschaftsroman“, den er als vollendeter Stilist und sorgfältig schaffender Künstler behandelt. Auch im Drama ist er in neuester Zeit hervorgetreten. In seiner „Madame Tegros“ hat er es verstanden, die Wechselbeziehungen zwischen Einzelschicksal und Weltgeschichte eigenartig zu behandeln.

Die bekanntesten unter seinen Romanen sind: „Die Götinnen oder die drei Romane der Herzogin von Uffly“, „Zwischen den Rassen“, „Die kleine Stadt“ u. a.

Von den beiden Brüdern ist Thomas Mann jedenfalls der hervorragendere Künstler.

Bernhard Kellermann (geb. 1870) besitzt eine gewisse Neigung zur Übertreibung und zum verstiengenen Ausdruck. Einer seiner bekanntesten Romane ist „Der Tunnel“; in diesem Werk verherrlicht er Kapital und Technik, Hirnarbeit und Hartzahl. Der Held baut seinen



transatlantischen Tunnel nach dem Grundsatz, „daß man alles in der Hälfte der Zeit tun könne, die man zu brauchen glaubt“. In dem Roman „Der 9-te November (1920)“, der vorzügliche Schilderungen des Lebens an der Front enthält, gibt der Dichter ein in jedem Zuge greifbares Bild des am Kriege sterbenden Berlin. — Ein Seitenstück zum „Tunnel“ ist Kellersmanns neuester Roman „Die Brüder Schellenberg“, der in Deutschland, vorzugsweise in Berlin spielt.

Jakob Wassermann (geb. 1873) nimmt unter den modernen Erzählern eine hervorragende Stellung ein. Ein leidenschaftlich grüblerischer Geist, geht er seine eigenen Wege, ohne sich viel um die verschiedenen Kunstströmungen zu kümmern. Das Milieu ist für ihn nur Mittel, Charaktere zu entwickeln und Schicksale zu motivieren. Von den Russen, besonders von Dostojewsky hat er viel gelernt. Seine schönsten, dichterisch reinsten Werke sind „Die Juden von Zinsdorf“, „Caspar Hauser“ und „Das Gänsemännchen“. Weiter sind zu nennen: „Der Moloch“, „Die Masken Erwin Reiners“ und „Christian Wahnschaffe“.

Waldemar Bonsels (geb. 1881). Die ersten Erzählungen Waldemar Bonsels blieben unbeachtet. Erst „Die Biene Maja“ machte ihn mit einem Schlage bekannt. Er nennt sie einen Roman für Kinder, doch werden Erwachsene noch größere Freude an diesem stimmungsvollen, warmherzigen Märchen haben. Die gleiche Beseelung



friedvoller Tier- und Blumenwelt, die gleiche Naturfrömmigkeit entzückt an seinem „Himmelsvolk“. Die Liebe zwischen Mann und Weib betrachtet er ehrfurchtsvoll in „Wartalun“; im „Anjekind“ die tiefe Liebe eines Vaters zu seiner Tochter. Seine „Indienfahrt“, die scheinbar nur Reisebeschreibung, in Wahrheit aber ein kunstvoll aufgebauter Roman unendlicher, sich entschleiender Wunder ist.

Herbert Eulenberg (geb. 1876). Dieser Dichter ist vor allem Dramatiker, doch hat er auch verschiedenes in Erzählungsform verfaßt und löst sittliche, auch religiöse Fragen („Auf



halbem Wege“ — einer seiner letzten Romane) auf eine phantastische, in jedem Fall interessante Art. In seinen Dramen ist alles Gefühl, Stimmung, Leidenschaft, Traum und Schwärmerei; in den Komödien heitere Ver-spottung schwerfälliger Bürgerlichkeit und Beschränktheit. — Herrngelüste starker Männer, das Sehnen stiller, hingebender Frauen, Anhänglichkeit an Haus und Wald, schwermütiger Gesang und derbes Fluchen — das alles wirbelt bei ihm farbig

durcheinander. Seine Ideen und Erfindungen entnimmt Eulenberg den verschiedensten Stoffen und Kulturen; seine Erfindungsgabe ist unerschöpflich.

Eulenberg steht jedenfalls noch in der Entwicklung und ein endgültiges Urteil über ihn kann noch nicht gefällt werden. In jedem Fall verkörpert er einen interessanten Dichtertypus.

Anhang.

Baltische Dichtung.

Das XVIII Jahrhundert.

§ 1. Die deutsche Dichtung in den baltischen Landen.

Ein ausführlicher, einheitlicher Überblick über die Entwicklung der deutschen Dichtung im Baltikum läßt sich leider in den Rahmen dieses Werkes nicht hineinbringen. Es kann nur ganz kurz gesagt werden, daß diese Entwicklung eine vom Mutterlande (Deutschland) bedingte ist. J. C. von Grotthus sagt: „Herüber und hinüber spannen sich, von allem politischen Wandel unberührt, die tönenden Saiten der Dichtung, und alle bemerkenswerten Strömungen und Ideen der deutschen Nationalliteratur finden auch auf baltischem Boden bis in die neueste Zeit hinein Aufnahme und Vertreter.“ — Bis zum 16. Jahrhundert kann eine periodische Entwicklung der einzelnen Gattungen in der baltischen Dichtung nicht bemerkt werden. Ganze Perioden liegen unvermittelt nebeneinander: Das Minnelied und Volkslied, die Novelle und das Fastnachtspiel usw. Erst mit dem 16. Jahrhundert ändert sich das Bild und die einzelnen Literaturperioden treten nun auch in der baltischen Dichtung in schärferen Umrissen hervor. — Was die Sprache betrifft, so ist es vorzugsweise die niederdeutsche, in der die Dichtungen bis ins 18. Jahrhundert hinein verfaßt sind ¹⁾. —

¹⁾ Die Kolonisation des Landes war vorwiegend eine niederdeutsche, dementsprechend auch die Umgangssprache des Adels und Bürgertums.

In einem der ältesten Denkmäler der baltischen Dichtung, der aus dem 13. Jahrhundert stammenden „Eivländischen Reimchronik“ ist aber die Sprache die mittelhochdeutsche. Es ist ein Versuch Geschichte in poetischer Form darzustellen, Kämpfe mit den Eingeborenen des Landes und benachbarten Völkern schildernd, und ist wahrscheinlich das Werk eines Angehörigen des Ordens. In den Ordenskreisen ist aber infolge des Einflusses fränkischer Elemente das Mittelhochdeutsche die Umgangssprache.

Unter den verschiedenen hervorragenden Denkmälern altbaltischer Kunst nimmt einen eigenartigen Platz der „Revaler Totentanz“ ein, eine Vereinigung von Poesie und Malerei. In der Nikolaikirche zu Reval befindet sich ein Ölgemälde, das auf Leinwand in einer Reihe von Paaren den Tod darstellt, wie er seine eisige, vernichtende Hand an die Großen dieser Erde legt und Kaiser, Könige, Päpste usw. zum letzten schrecklichen Reigen auffordert. Da das Gemälde lange Zeit unbemerkt im Turme der Kirche den Einflüssen der Witterung preisgegeben war, so ist auch der Text stellenweise unleserlich geworden; immerhin ist es gelungen, ihn zum Teil zu entziffern und damit der Wissenschaft in ihrem Forschen neue Anhaltspunkte zu schenken. Als Vorbild zum Revaler Totentanz hat ein Gemälde in der Marienkirche zu Lübeck gedient. Gleichartige Kunstwerke traf man im Mittelalter in den meisten Ländern Europas an. Dr. W. Seelmann, einem bedeutenden Gelehrten, ist es gelungen festzustellen, daß der Lübisches-Revalsche Totentanz der älteste aller erhaltenen Totentänze und auf dem Wege über die Niederlande aus Frankreich nach Lübeck und von dort nach Reval gekommen ist. Es ist hier leider nicht die Möglichkeit geboten, auf eine nähere Erläuterung dieser eigenartigen Kunstwerke einzugehen; ebenso muß vieles andere Interessante übergangen werden, nur des evangelischen Kirchenliedes möge noch gedacht werden. Zur Zeit der größten Kämpfe, politischen Verwirrung

und Zerrissenheit des Landes blühte aus dem durch die Reformation gereinigten Quell religiösen Lebens das evangelische Kirchenlied empor und entwickelte sich zu einem schönen Zweige am Stamm altbaltischer Dichtung. Neben Andreas Knopken ist Burchard Waldis wohl einer der hervorragendsten Sängler des evangelischen Kirchenliedes. Der Sohn des erwähnten Knopken war der Herausgeber des ersten Gesangbuches der Ostseeprovinzen. — Neben zahlreichen politischen Gedichten („Spottgeschichte des deutschen Ordens“, in Reimen beschrieben von H. v. Taube) entstanden wohl in ebenso großer Anzahl „Klagelieder“ über das Elend des Krieges, die Verwüstung des Landes, die Leiden der Gefangenen, den Druck des Feindes usw. Durch mehrere Jahrhunderte tönt in verschiedenen Varianten, in allen drei Provinzen (Est-, Liv- und Kurland) immer wiederkehrend ein melancholisch klagendes Lied, das den traurigen Zustand der Urbevölkerung (Esten, Letten) in wenigen, aber tiefergreifenden Worten schildert. Die älteste uns erhaltene Niederschrift stammt aus dem Jahre 1590. Folgende Zeilen gehören einer späteren Aufzeichnung an:

Ich bin ein Liffländischer Baur,
 Mein Leben wird mir saur,
 Ich steige auf den Birkenbaum,
 Darvon han ich Sattel und Zaum,
 Ich binde meine Schuh mit Baste
 Und fülle meinem Junker die Kaste,
 Ich gebe dem Pastor die Pflicht
 Und weiß von Gott und seinem Worte nicht!

Reiner Brockmann, Professor am Gymnasium zu Reval (im 17. Jahrhundert), hat sich durch seine Bemühungen um die estnische Sprache verdient gemacht. Folgende Verse mögen von seiner Liebe zur estnischen Sprache reden:

Andre mögen ein Andres treiben,
 Ich hab wollen ehstnisch schreiben.

Ehstnisch redet man im Lande,
 Ehstnisch redet man am Strande,
 Ehstnisch red't man in den Mauern,
 Ehstnisch reden auch die Bauern,
 Ehstnisch reden Edelleute,
 Die Gelehrten gleichfalls heute,
 Ehstnisch reden auch die Damen,
 Ehstnisch, die aus Deutschland kamen.
 Ehstnisch reden Jung und Alte:
 Sieh, was man vom Ehstnisch halte!
 Ehstnisch man in Kirchen höret,
 Da Gott selber ehstnisch lehret;
 Auch die klugen Bierinnen
 Jetzt das Ehstnisch lieb gewinnen.
 Ich hab wollen ehstnisch schreiben,
 Andre mögen Andre's treiben!

Ein Name aber, in dessen Klang die ganze „Sturm- und Drangperiode“ ihren erschöpfenden Ausdruck gefunden, möge die Reihe derjenigen eröffnen, deren hier im Einzelnen Erwähnung getan werden kann.

Gleich einem Meteor tauchte am literarischen Himmel Deutschlands auf der geniale vielversprechende

Jacob Michael Reinhold Venz (12. Jan. 1751 —
 23. Mai 1792),

der berufen schien, das Höchste zu leisten und schließlich im größten Glend, in Nacht und Nebel unterging, ein Opfer seiner zügellosen, unbändigen Natur. — Geboren wurde Venz zu Sehwegen in Livland als Sohn des dortigen Pastors; später siedelte er (1759) nach Dorpat über und studierte schließlich in Königsberg Theologie. Als Begleiter zweier Herrn v. Kleist reiste er nach Straßburg, wo er seine Studien fortzusetzen gedachte. Hier machte er seine erste persönliche Bekanntschaft mit Goethe, die später erneuert und fortgesetzt wurde. Auch die von Goethe verlassene Friederike Brion lernte er kennen und schätzen, doch ist es ihm nie gelungen, den Platz einzu-

nehmen, den Goethe in ihrem Herzen besessen. Eines seiner zartesten Gedichte ist um diese Zeit entstanden:

Es war ein Kind, zwar still und bleich,
Vor Kummer krank, doch Engeln gleich.
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flammen ohne Maß zurück;
All' ist in Andacht eingehüllt,
Schön, wie ein marmorn Heiligenbild...

War nicht umsonst so still und schwach —
Verlassne Liebe trug sie nach.

In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie still an der Erinnerung sog;
An ihrem Brotschrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr stand;
Und wenn ein Schlaf sie übernahm,
Im Traum er immer sicher kam.

Für ihn sie noch ihr Haarlein stuzt,
Sich, wenn sie ganz allein ist, pußt,
All ihre Schürzen anprobiert
Und ihre schönen Bäckchen schnürt —
Und von dem Spiegel ganz allein
Verlangt, er soll ein Schmeichler sein.

— — — — —

Er verläßt Straßburg und ergibt sich einem ruhelosen Wanderleben. Im Jahre 1776 taucht er plötzlich in Weimar auf, wo ihn Goethe freundlich empfängt und in die Hofreise einführt. Es gelang ihm aber nicht, das Wohlwollen dieser Menschen auf die Dauer zu gewinnen; er war gezwungen nach einiger Zeit das Land zu verlassen. Als echter Stürmer und Dränger stürmt er ins Leben hinein, kennt in seinen Ausschweifungen weder Maß noch Grenzen und strandet schließlich, an Leib und Seele krank, in Emmendingen im Hause von Goethes Schwager, Schlosser; hier brach seine geistige Zerrüttung in offenen Wahnsinn aus und dieser steigerte sich zu solcher Raserei, daß man ihn in Ketten legen mußte. Er wurde zu einem jungen Schuhmachergesellen in Pflege gegeben,

bis ihn sein Bruder (1779) in die Heimat zurückbrachte. Im kläglichsten Zustande starb er zu Moskau, beweint, betrauert — — — weder von Verwandten noch von Fremden.

Seine Werke sind vergessen, sein Grab ist verschollen. Das war das Ende eines Genies, dessen Werke längere Zeit irrthümlich Goethe zugeschrieben wurden, weil in der That keines andern deutschen Dichters Poesie soviel innerlich Verwandtes mit dem Geiste des großen Dichtersfürsten besitzt, wie diejenige Lenzens.

Außer vielen Gedichten hat Lenz auch Bühnenstücke geschrieben; als sein reifstes Werk ist anerkannt sein Roman „Der Waldbruder“, den Goethe in den „Horen“ veröffentlicht hat.

A b s c h i e d s o d e ¹⁾.

Schrieb ich vielleicht mir nicht zum Ruhme,
So denkt, sein Schicksal traf ihn hart:
Er blühte noch, als seine Blume
Von einem Blitz getroffen ward.
Sie senkte tief die blassen Wangen
Und Himmelstropfen haben sich
Seither den Blättern angehangen,
Das denkt und dann bedauert mich.

Ich kann auf's Höchste doch nur lächeln,
Mit trüben Augen nur mich freun.
Mein Atem klagt, mein letztes Nöcheln
Wird auch noch eine Klage sein.
Wenn unter Jünglingen und Schönen
Ich ohne meine Schuld mißfiel,
Der denk': Er spielt die letzten Szenen
Von einem frühen Trauerspiel.

Elisa von der Recke (20. Mai 1756 — 1. April 1833),
Tochter des Reichsgrafen Johann Friedrich von Medem

¹⁾ Lenz hat das Gedicht, als er von Straßburg Abschied nahm, seinen Freunden am 10. März 1776 vorgelesen.

und Stieffschwester Dorotheas, der letzten Herzogin von Kurland, wurde auf einem Gute (Schönberg) ihrer Großmutter in Kurland geboren. Durch eine Aufsehen erregende Schrift trug sie zur Entlarbung des berüchtigten Charlatans Cagliostro, der auch in den Hofkreisen Petersburgs sein Wesen getrieben hatte, bei. Elisa wurde von der Kaiserin Katharina nach Petersburg eingeladen und mit einem schönen Gute beschenkt. Sie reiste viel umher, doch immer wieder zog es sie in ihre kurlische Heimat zurück, wo sie oft bei ihrer Schwester, der verwitweten Herzogin von Kurland, weilte. Sie starb in Dresden und wurde auch daselbst beigesetzt.

Ihre Dichtungen zeichnen sich aus durch echt weiblichen Schmelz, hohen Adel der Gesinnung, Wahrheit und Innerlichkeit religiöser Empfindung; zu diesen Vorzügen tritt ein feines Naturempfinden und eine durchaus zarte und anschauliche Ausdrucksweise. Elisa v. d. Recke ist kein dichterisches Genie, verfügt aber über ein hübsches Talent, das ihren Namen neben denjenigen anderer deutscher Dichterinnen wohl einer Erwähnung wert macht.

Die Abendröte.

Die Abendröte färbt die Flur,
Und still und freundlich gatten
Zum Feierkleide der Natur
Sich heitres Licht und Schatten.
So sanft verschmelzt in unsrer Brust
Sich leiser Schmerz mit stiller Lust
Zur schönern Lebensmischung.

Das ganze Leben dämmert nur:
Das Licht ward uns verschleiert,
Und fernher strahlt des Lichtes Spur,
Das still im Osten feiert.
Sanft fällt des Tages Auge zu:
Gesä'tes Leben ist die Ruh,
Die zur Vollendung führet.

Carl Friedrich Ludwig Peterson (16. Juni 1775 — 31. Dez. 1822) wurde als Sohn eines Ratssekretärs zu Dorpat geboren. Er studierte in Jena und Halle und wurde später bei der Eröffnung der Universität Dorpat (1802) Bibliothekar und Zensursekretär an derselben, mehrere Jahre hindurch war er auch Vektor der deutschen Sprache. Seiner Ehe mit einer Französin entsprossen drei Kinder, von denen zwei jedoch starben. Die arme Mutter verfiel infolge dieses Schlags in geistige Amnachtung, und Peterson sah sich genötigt sein drittes Kind, den Knaben Freimund, bei dem Probst Berg in Hallist in Pflege zu geben. In den Weihnachtstagen 1822 trieb ihn die Sehnsucht nach seinem Kinde zu einem Besuch nach Hallist. Während der Fahrt über den Wirzjärw geriet der Schlitten mit den Menschen und Pferden in einen durch große Kälte entstandenen Riß in der Eisdecke; sie alle tauchten in der Flut unter. Es gelang dem Bruder des Dichters, der mit im Schlitten gewesen war, sich, den Bruder und Fuhrmann zu retten. Es war aber unmöglich den halberfrorenen Carl Friedrich ohne Fahrzeug bis zur nächsten menschlichen Wohnung zu bringen. Erst nach 6 Stunden gelang es den Unglücklichen in ein benachbartes Pastorat zu schaffen. Es war aber zu spät. Schwerkrank wurde er nach Dorpat in die Klinik übergeführt und starb daselbst in der Neujahrnacht 1822/23, nachdem er doch die Freude genossen hatte, seinen Sohn umarmen zu dürfen. So tragisch endete ein Mensch, bei dem im Leben stets der Humor und Witz die Oberhand behalten hatten.

Als Mensch und als Dichter verband Peterson übermütigen Humor, schonungslose Kritik mit einem weichen, wohlwollenden Gemüt; scharfen, klaren Verstand mit hohem Idealismus und innig zartem poetischem Empfinden. Der geistige Nachlaß dieses reich begnadeten Mannes ist kein großer; doch das Wenige zeugt von genialer Begabung. In seinen Dichtungen macht sich keine Disharmonie zwischen Wollen und Können bemerkbar: Gedanke, Sprache, Form, alles aus

einem Guß, blank und prall. Peterson ist vor allem Humorist. Seine Gedichte sind im Buchhandel nicht zu haben. Unter dem Wenigen, was von seinen dichterischen Schöpfungen noch erhalten ist, ist „Die Wiege“ wohl eine der besten.

Die Wiege.

(Ein Schwank.)

Ein junger, fester, reicher, jedoch im Verkehr mit Frauen noch unerfahrener Mann verliebt sich in ein schönes junges Mädchen und will sie zu seiner Gemahlin machen. Seine Freunde, welche die junge Dame besser kennen, warnen ihn vor ihrem bösen, zänkischen Charakter:

Sprach einer: „Bruder, es möcht' dir schaden;

Die kenn ich: Glaub mir festiglich:

Das Fräulein ist kein Weib für dich.

Wiss' nur, ihr steckt ein Hahn im Schlund,

Der kreischt und kräht zu jeder Stund;

Und wollt' man ihr den Schädel spalten, —

Sie muß das letzte Wort behalten!“ — —

So redet der zweite und der dritte, jedoch erfolglos: das Fr. wird geheiratet. Anfangs zeigt sie sich ganz sanft und gut, bald jedoch kommt ihr wahrer Charakter zum Vorschein und man hört sie im Hause nur noch zanken und schreien. Nun bedauert der Mann, daß er den Rat seiner Freunde mißachtet, es ist aber zu spät. Da kommt er schließlich auf einen guten Gedanken, tritt eines Tages zu ihr hin und spricht:

„Gundel, hast 'nen krausen Sinn!

Hätt ich nur Freundeswort getraut,

Ich hätt' dich nimmermehr gefraut;

Sieh, Schatz! Ich hab wohl Tag und Nacht

Ob deinem Wesen nachgedacht,

Und wenn mich eben nicht alles trügt,

Hat Mutter dich nicht satt gewiegt.

Wohlan, bist zwar ein großes Kind,

Doch wer nicht wagt, auch nicht gewinnt.

Deß hat mir 'n Schreiner mit Bedacht

Eine tüchtige, mächtige Wiege gemacht;

Und wenn du nächst mit Toben und Schrein
 Mir wieder wirfst heilstörig sein,
 So werd ich dich mit Wiegen und Singen —
 Trau auf mein Wort — zu Ruhe bringen!“

Frau Gundel hält die Drohung des Mannes für Spaß
 und setzt ihr Wüten fort:

Sie kiff, sie kniff, sie poltert', sie schalt,
 Sie schnaubt und tobt wie Sturm im Wald.

— — — — —

Da — was geschieht? Die Thür geht auf und eine
 Riesenwiege wird festlich hereingetragen. Die Zänkerin wird
 ergriffen, mit purpurrotem Bindelband unwickelt und in die
 Wiege gelegt. All ihr Schreien hilft nichts, der Eheherr setzt
 sich nebenan, wiegt sie, indem er ihr singt:

„Gia, popeia! Wenn Kindlein tut schrein,
 Wickelt und windelt man's säuberlich ein,
 Legt's in die Wiege und setzt sich dabei,
 Wiegt es und schaukelt es, eia, popei!“

Die Frau schimpft, gebraucht die wütesten Ausdrücke,
 der Mann singt weiter:

„Gia, popeia! Ich sag's euch fürwahr
 Jung ist mein Kindlein, erst dreimal sechs Jahr! —
 Schäme dich, Kindlein! Verständig nun sei!
 Selber bald Mütterlein! Gia, popei!“

Doch als der Tag zu Ende geht, da ist ihr Trotz auch
 gebrochen und

schluchzend rief sie: „Du süßer Mann,
 O nimm mich wieder zu Ehren an!
 Hast über mich den Sieg errungen
 Mein wild und wüft Gemüt bezwungen:
 Dess' hab ich dich noch eins so lieb. —

Verbannet sei nun Hader und Rieb!
 Will nimmermehr wieder schreien und toben,
 das will ich dir vor Gott geloben;
 Will treulich mit dir leben und hegen
 In Leid und Freud', denn das bringt Segen.

— — — — —

So lebten sie fortan in Fried',
 Umwandelt war der Frau Gemüt.
 Wodurch? Durch Wiegen zu rechter Frist.
 Wenn's euren Weibern daran gebricht,
 So tut desgleichen! Daß Euch's glücke,
 Das wünscht mit Herz und Mund der Dicke ¹⁾.

Kasimir Ulrich Böhlerdorff (1775—1825) wurde in Mitau geboren, studierte zu Jena, ging dann als Hauslehrer in die Schweiz, wo er die Revolution erlebte und auch eine Geschichte dieser Bewegung schrieb. Hierauf sehen wir ihn in Homburg, wieder mal in Jena, wo er sich mit Philosophie, Geschichte und Kunst beschäftigte, in Bremen, Berlin usw., bis er endlich wieder in den baltischen Provinzen landet. Hier versucht er als Hofmeister (Erzieher und Lehrer) seinen Lebensunterhalt zu verdienen, verläßt aber eine Stelle nach der anderen, bis er schließlich, da er seinen Paß verloren hatte, als verdächtig verhaftet und als Arrestant nach Mitau gebracht wird. „Seit der Zeit irrte er durch ganz Kurland, von Gut zu Gut, von Pastorat zu Pastorat, im elendsten Aufzuge, oft kaum notdürftig bekleidet, herum und fiel jedem zur Last, den er heimsuchte.“ Schließlich lebte er wieder als Hauslehrer auf dem Gute Markgrafen und erschloß sich daselbst am 10. April 1825. Nächst Venz und neben Peterson ist Böhlerdorff wohl der begabteste baltische Dichter seiner Zeit, wenn er auch als Dyrker Venz nicht erreicht. Die ungesuchte, schlichte, dabei doch so volle und melodische Ausdrucksweise erinnert zuweilen überraschend an die Goethes. Der unglückliche, zuletzt so tief gesunkene Mann hat Töne anzuschlagen gewußt, die nur den besten der zeitgenössischen Dichter eigen waren.

Einsamkeit.

Mich treibt ein unerklärlich tiefes Sehnen
 Durch's Leben hin;

¹⁾ Petersons Spitzname im Freundeskreise.

Ich suche Frieden, ach, und finde Tränen,
 Wo ich auch bin!
 Kein Weib, kein Kind beschwichtigt meinen Busen
 Im Lebensdrang,
 Und es versagen selbst die holden Musen
 Mir den Gesang.
 Mich führt kein Weg zum heimatlichen Herde —
 O traurig Loß!
 Nimm du mich auf, du heil'ge Mutter Erde,
 In deinen Schoß!

Das XIX und XX Jahrhundert.

Jakob Johann Malm (1795—1862), geb. zu Reval, widmete sich später als Zollbeamter dem Staatsdienste und verharnte in diesem Beruf bis zu seinem Tode. Veröffentlicht hat Malm nur ein Gedicht: „Die Oberpahl'sche Freundschaft“, aber dieses eine hat genügt, ihm einen dauernden Ehrenplatz in der baltischen Literaturgeschichte zu sichern. Es ist wohl seinerzeit das populärste Gedicht in den baltischen Provinzen gewesen, das noch heute von vielen auswendig gekannt und bei Gelegenheit zitiert wird.

Die Oberpahl'sche Freundschaft (1818).

I Teil.

Bart, tenkt ich mal in meine Sinn,
 Willst wahren toch heinmal
 Su Breind nach Oberpahlen in!
 Und ging nu in tas Tall.

Und nehmt das Wuchs¹⁾ mit lange Wanz²⁾
 Und pannt das wor tas Saan;
 Tann nehmt ich meine Mütz und Ans³⁾
 Und wangt su jagen an!

1) Fuchs, 2) Schwanz, 3) Handschuh.

Und nun kasant¹⁾ turch Ducht und Tolm
 Ich tuhhat neljad wort,
 Und wie das Bind war üks, kaks, kolm
 Ich an das Tell²⁾ und Ort.

Bart, tenkt ich, willst toch machen Paß³⁾
 Mit oberpahlse Breind!
 Du willst ihm trehen lange Nas';
 Daß sehn, was tas toch meint!

So tenkte ich tenn nu pei mir
 Und ging auf Warwad tann
 Wor oberpahlse Breind sein Tier⁴⁾
 Und pompfte⁵⁾ krimmig an.

„Wer ta?“ rust' oberpahlse Breind.
 „„Busti mene Turak!““
 Rust ich und tenkt: Aha! ter meint,
 Ich sei ein groß Kuffack!

Nu rust mein Breind auf ruß mir su:
 „To tam? ti mne skasi⁶⁾!“
 „„Malzi!“ rust ich, „„tebe skasu⁷⁾,
 „„Ti tolko mne busti⁸⁾.“

Kott weiß, woturch das Breind es sah,
 Ich sei kein ruffe Mann!
 Er rust: „Was pompft denn tu, Suchna⁹⁾,
 „Das Tier so krimmig an!

„Das Tier ist nicht in Sloss! Komm hein,
 „Du teiwels-kroße Ruß!
 „Du seinst mir so ein Kerl su sein,
 Das Pastlid at an Wuß!“

Wie Arakas so prank (sprang) ich tann
 Auf pahlse Breind nu su,
 Und rust, ta wise wransches ich kann:
 „Kommang wu portze wu¹⁰⁾?“

1) gejagt, 2) Stelle, 3) Spaß, 4) Tür, 5) paukte, 6) Кто там (wer da)? Ты мне скажи (Du sag es mir)! 7) Молчи (schweige)! Тебе скажу (ich sag es dir), 8) ты только меняпусти (du laß mich nur hinein)! 9) Чухна (ein Schimpfname für einen verurtheilten Sinnen). 10) Comment vous portez-vous? (Wie geht es Ihnen?)

„D mögst tu toch kus kurrat gehn
Mit tein wransches Geblärr¹⁾!“

„Man kann ja nicht ein Wort verstehn;
Tu pist te wahre Narr!“

So sprach²⁾ mein Breind und nötigt mich
Auf Pant su sitzen in;
Dann kriegt mit kroße Napsklas ich
Ach, brächtig Prostoi win!

Und nu ersähltten wir alstann
Uns allerlei Gesicht:
Won tas, wie Kassiaue-Ann
Von Präutkam Bams (Prügel) gekriegt;

Und won tas Burst und won tas Beck,
Was Breind sein Brau gemacht,
Und wieviel tas gekriegt at Beck
Won Wein (vom Schwein), was tas geslacht;

Und won mein Emmis, was ich ab,
Wieviel tas porsad at,
Und wie mein Wuchs wir lauft in Drab
Und tut nicht werden matt.

— — — — —
Hauseinmal ruft tas Breind: „D bart!
Was wangen wir toch an?
„Tu kannst toch pielen auch tas Kart,
Tamit man pielen kann?“

„„Dja, ich piel (spiel) so siemlich ips
Und pielen auch recht viel,
Das Kupki, Ausprand, Ninanips,
Pruspart und Turakpiel!““

„Tu pist ja teiwels-wizes Mann,
Taf tu das Karten pielst!
So wollen wir tenn wangen an
Su pielen, wenn tu willst!“

1) mit deinem französischen Geplärr, 2) sprach.

Ich sagt: „So laß uns pielen su!“
 Wir nehnten Karten wor
 Und pielten in kans kute Ruh;
 Toch immer ich verlor!

Ich habe kar nichts Pözes meint'
 Und piele ruhig, hals (als)
 Haufeinmal (aufeinmal) seh, daß pahlse Breind,
 Tas pielen krimmig wals!

Nu ruft ich ihm ganz wütend su:
 „Auswat, tu pielen wals!“
 „Was?“ sagt er, „tu Alunke, tu!
 „Das lügst tu in dein Als (Hals)!“

Nu sagt ich ihm aus wolle Mund:
 „Tu pettast Geld mir ab!
 „Tu pist ein Suft, ein Teiwels=Und 1)
 „Tu tehltst ja wie ein Raab!““

Ta prank (sprang) er inter Tis erwor
 Und kab mir mit das Waust
 So krimmig kitz, klatz um tas Hohr,
 Taf tas man faust und praust.

„Wermolchter Kerl!““ so wing nu ich
 Auf Teiwels=Art su frein.
 „Tu pielen wals und lagen mich!
 „Das ist wermolucht gemein!““

Nu kam das pahlse Breind su mir
 Und nehmt mich pei mein Sopp (Zopf) *Schweif*
 Und meißte mich aus tas Tier
 Recht über Als und Kopp (Hals u. Kopf).

Ich gramt mich auf, ging in mein Saan
 Und wuhr dawon und weint'
 Und tenkt: tas ast tu, arme Jaan,
 Won oberpahlse Breind! 2)

1) Teufels-Hund. 2) Der II Teil bringt die Geschichte von der Ver-
 söhnung und dem weiteren Verkehr der Freunde. Jaans Frau wettet
 gegen diesen Verkehr, Jaan aber schließt:

„Und wenn mein Brau auch Weuer puckt, ich geh toch mit ihm um;
 Denn ich ab inter Pett gekuckt, ta war genug noch Num!“

Alexis Adolphi (1815—1874),

geb. auf dem Gute Tiegwitz in Livland, studierte Medizin in Tartu (Dorpat), bereiste Deutschland und Italien, trat in Berlin dem Dichterbunde „Tunnel“ bei, wurde — heimgekehrt — Kirchspielsarzt auf dem Gute Groß-Roop und beschloß sein Leben in Wenden. Adolphi ist einer der beliebtesten Dichter seiner Heimat. Ist er auch kein starkes, ureigenartiges Talent — in seinen Dichtungen ist eine gewisse Anlehnung an Geibel nicht zu verkennen —, so verfügt er doch über Eigenschaften, die ihn zu einer außerordentlich sympathischen Erscheinung machen. Aus allen Gedichten strahlt uns ein warmes, reines, treues und frommes Gemüt entgegen, Heimatliebe, reine Gesinnung und ein gesunder, kernhafter Geist. In seinen Balladen und Romanzen behandelt er vorwiegend heimatliche Stoffe.

Ich suchte und ich fand.

Als im ersten Jugendlenze meines Lebens Knospe sprang,
Und der Seele frische Blüte sich dem stillen Kelch entrang,
Wollt' auch sie, wie alle Blumen, aufwärts heben sich zum Licht —
Was sie zum Gedeihen suchte, fand sie lange, lange nicht.

Frohe Strahlen sandt' entgegen mir zuerst das Altertum:
Hellas' reiche Geistesköpfe, Roma's Kraft und Heldenruhm.
Vorbeerhain und Marmortempel füllte heit'rer Götter Heer,
Göttergleiche Helden kämpften, gold'ne Vieder sang Homer.
Doch schon fühlt' ich, daß die Liebe sei des Lebens schönstes
Licht;
Und im reichen Altertume fand ich diese Liebe nicht!

Amor — nur ein neck'scher Knabe! Venus — nur aus Meer-
res Schaum!

Götter-, Heldenideale drum nur wesenloser Traum,
Der durch seine schönen Formen wohl ein junges Herz gewann,
Doch dem ganzen, weiten Leben nimmer Leuchte werden kann!

Und ich ließ die grauen Zeiten, sah mich um nach heller Spur;
 Trat entzückt in Deinen Tempel, - wache, sinnige Natur!
 Und ich lauschte Deiner Sprache, die da rauscht in Wald und Meer,
 Sah Dein Aug' in Blumen leuchten und in Sternen hoch und hehr.

Aber Liebe und Verständnis gab Natur mir nie zurück,
 Denn die Wälder und die Berge jauchzten nicht bei meinem Glück;
 Und wie Schmerz mit heißer Träne mir in Aug' und Seele kam,
 Von den Blumen, von den Sternen keine Tröstung ich vernahm!
 Was da lebt nur nach Gesetzen und in unbewußter Kraft,
 Wissen wohl, doch nicht Genügen liebedurst'ger Seele schafft!

Menschen können nur den Menschen wahrhaft lieben und versteh'n,
 Die mit ihm dieselben Schritte auf des Lebens Bahnen geh'n!
 Und mein Geist erfaßte Geister, und ich preßte Herz an Herz,
 Und wir teilten uns're Wonne, ja wir teilten auch den Schmerz;
 Ja, wir liebten und verstanden! doch wie dunkel ward es oft!
 Jenes Licht war nicht erschienen, das untrüglich ich gehofft;
 Mancher Strahl ist schnell erloschen, wenn die schnöde Selbst-
 sucht kam,

Manche Liebe, manch' Verständnis wieder kühlen Abschied nahm!
 Wo das Gift der Eigenliebe, Wahn und Täuschung schleicht
 hinein,
 Deckt das wahre Licht des Lebens noch ein trüber Dämmerchein!

Und ich fühl't' mich losgewunden nun von Allem in der Welt!
 O, wie richtet' ich die Blicke da hinauf zum Himmelszelt!
 Schließen dort die vielen Lichter nicht den Quell des Lichtes ein?
 Wo so Vieles ist geschaffen, muß doch wohl ein Schöpfer sein!
 Und der Nebel ist gefallen: heißer Schmerz mein Aug' durchweht!
 Nimmer kann dem Glanze nahen, wer in Nacht und Sünde steht!
 Meinen Vater ging ich suchen, ein verlorn'er armer Sohn;
 Ich — der Wurm im Erdenstaube! Er — der Herr auf ew'gem
 Thron!

Und da schrie ich auf in Nöten: Großer Gott! verlaß mich nicht!
 Der Du einst dem ersten Dunkel liebend rieffst: „Es werde Licht!“ —
 Sieh'! Da brant' ein kleines Flämmchen mir in stiller Mit-
 ternacht,
 Die ich einst in Schmerz und Wehen einsam ringend hatt'
 vollbracht;

Und es fiel der Schein der Lampe auf ein altes schwarzes Buch,
Das ich ahnend — staunend — brünstig auf und wieder auf
dann schlug,

Und da stand in Flammenlettern: Bethlehem und Golgatha!
Und ich fand das Kreuz errichtet in des Lichtes Gloria.

Der, ein ew'ger Gott geboren, und ein Mensch doch für uns starb,
Der, mich aus dem Schmerz zu ziehen, um die Dornenkrone
warb:

Der nur kann die wahre Liebe, ewig heilig, ewig rein,
Und in solcher Gottesliebe nur das Licht, das wahre, sein!

Ja, nun hab' ich Licht und Liebe, und in beiden Leben auch!
Und aus jener ersten Blüte ward ein voller Blütenstrauch:

Die Erkenntnis ward erleuchtet, weil sie Gott in Allem sieht!
Und der Liebe Offenbarung immer reicher mich durchzieht.

Nun erfass' ich erst das Schöne aus der alten Fabelzeit —

Und Natur, als Sprache Gottes, andre Töne nun mir leiht!

Nun die Menschen, meine Brüder, miterlöst durch's Eine Heil,
Nehm' ich erst in rechter Liebe ihrer Liebe göttlich Teil!

Und wenn Todeschatten dunkeln, glaubenstreu die Hoffnung
spricht:

Droben wartet mein die Liebe und ein unvergänglich Licht!

Heimat.

Ein Knabe irrt im Walde,
Weiß nicht, wo aus und ein;
Er denkt nur: Balde, balde
Werd' ich zu Hause sein!

Du wirst noch irren, Knabe,
Als Jüngling und als Mann,
Es kommt der Greis am Stabe
Kaum in der Heimat an!

Wenn man die besten Namen unter den baltisch-deutschen
Dichtern nennt, so wird auch mit Recht der Name

Karl von Stern (1819—1874)

genannt, geb. auf dem Gute Piomets in Estland. Er studierte
in Dorpat, bekleidete verschiedene Ämter in Rußland, erlebte
viele Enttäuschungen, die seine dichterische Produktivität für
eine gewisse Zeit lahm legten. In die Heimat zurückgekehrt,
lebte er seit dem Jahre 1855 auf seinem Gute Friedrichsheim.

Zunehmende Krankheit nötigte ihn zum Verkauf seines Gutes. Er zog nach Dorpat, wo er trotz aller körperlichen Leiden die verhältnismäßig glücklichste Zeit seines Lebens zubachte und wo er auch starb.

Alpenglühn.

Sink' hin auf's Angesicht! Der junge König naht;
Es jauchzt das ew'ge Licht auf seinem Felsenpfad.

In's Feuermeer getaucht, sein Haupt wie Purpur loht,
Vom Frühwind angehaucht, die Wangen morgenrot.

Das ist der junge Tag in seines Sieges Wucht,
Es sinkt von seinem Schlag die Nacht in dunkle Schlucht.

Auf gold'nem Wolkenroß, glutlodernd in der Pracht,
Mit glühendem Geschöß bohrt er ins Herz der Nacht.

Schon rieselt warm ihr Blut, es färbt sich das Gestein,
Der Fels hüllt sich in Blut und roten Dämmerchein.

Da lacht das starre Land; im Firn die Rosen blühn,
Und meiner Seele Brand verglimmt im Alpenglühn.

Coeur ist Trumpf.

Die alte Rechnung ist verwischt,
Das Spiel beginnt
Von Neuem nun. — Die Karten mischt!
Wer wagt, gewinnt.

Nur immer zu! So seh' ich's gern.
Das rollt, parbleu!
Wer hazardiert, braucht Glück, ihr Herrn,
Faites votre jeu!

Das klumpert, raschelt, klirrt und klingt
Wie fiebertoll;
Bis einer wild vom Sessel springt,
Verzweiflungsvoll.

Ein irres Hohngelächter gellt —
 Ein Knall, ein Schrei — —
 Und wieder klimpert fett das Geld, —
 's ist einerlei!

Nun sind die Kerzen abgebrannt,
 Es dämmert fahl.
 Bald flutet siegreich durch das Land
 Des Frühlichts Strahl.

Wie starrt ihr bleich und sorgenschwül-
 Ins Morgenrot!
 Der Partner in dem letzten Spiel,
 Das ist der Tod.

Er streicht mit seiner Knochenhand
 Vom Tisch das Gold,
 Daß es wie Plunder in den Sand
 Herniederrollt.

Die freche, rohe Spielermelt,
 Sie ist besiegt!
 Nun heischen wir, was mehr wie Geld
 Und Ehre wiegt.

Den Frieden wollen wir zurück,
 Den sie uns stiehlt;
 Es wird nicht mehr um Menschenglück
 Hazard gespielt!

Nun vorwärts bis an's letzte Ziel,
 Wie im Triumph!
 Rot ist die Farbe, die ich spiel',
 Und Coeur ist Trumpf!

Nikolai Graf Rehbinder (1823—1876),

geb. auf dem väterlichen Gute Sak in Estland, trat nach absolvirter Domschule in den Flottendienst. Wurde nachmals Zolldirektor in Hapsal, dann in Sibau, wo er zugleich die Leitung der Sibauschen Zeitung übernahm, wechselte noch wiederholt seinen Posten und starb in Tartu (Dorpat). Heraus-

geber des „Baltischen Albums“ und des „Mufenalmanachs der Ostseeprovinzen“. Er ist Verfasser zahlreicher lyrischer, epischer und dramatischer Dichtungen.

Der alte Fischer.

Die Sonne will nicht mehr wachen,
Geht hinter dem Walde zur Ruh', —
Es gleitet im Strome der Rachen,
Gleite, gleite nur zu!

Als ich zuerst geführet
Das Ruder, wie jung ich war!
Und eh' ich's noch recht verspüret,
Wie grau ist worden mein Haar!

Da war noch mein Busen voll Wonne,
Das macht', das Herze war jung;
Da schien so helle die Sonne,
Jetzt — Abenddämmerung.

Die Ufer verschwinden, verschweben,
Die Welle geht ihren Gang —
Es gleiten Rachen und Leben
Den Strom entlang, entlang!

Noch mancher wird friedlich hier fahren
Bei Tag' und bei Dämmerung —
Wohl werden wir alt an Jahren,
Die Welt bleibt ewig jung!

Der Narr.

Der Jugend Brausen und Schäumen,
Den Becher, mit Blumen umlaubt —
Erinnern und Sinnen und Träumen,
Das bleibt dem alternden Haupt!

Auf's Morgen die Menschen harren,
Das Heute macht keinen Halt —
So werden Weise und Narren
Am Ende still und alt.

Es wird wie früher gesungen,
 Es wird wie früher gestrebt —
 Ihr Lied allein ist verflungen
 Im Schlußwort: Wir haben gelebt!

Es kommen die Wellen und gehen,
 Hernieder sinket die Nacht —
 Und oben an Himmels Höhen
 Manch' Sternenaug' wacht!

F i n i s .

Und so zerschlag' ich meine Veier,
 Die nicht gelönt, wie ich gewollt!
 Die Lieder schleud're ich in's Feuer:
 Sie klangen nicht, wie sie gesollt!
 Fürwahr, es war ein ernstes Ringen,
 Es war die zwingende Gewalt,
 Aus vollem Herzen war's ein Singen,
 Doch ach, es ist verweht, verhallt!

Wie träumte ich in jungen Tagen
 Mich selig in der Dichter Kreis!
 Wie hat das junge Herz geschlagen
 Bei'm Bild der Zukunft voll und heiß!
 Umsonst! Was mir in's Herz gezogen,
 Wo blieb es bei des Lebens Graus?
 Was ich gehofft, es ist verflogen
 Wie Blätter bei des Sturmwind's Braus!

Nicht wird die ferne Zeit mich kennen,
 Die Zeit, die Wen'ge hält und kennt!
 Nicht wird man meinen Namen nennen
 Wenn man der besten Namen nennt!
 Verschwunden, stille und vergessen!
 Dahin, wie ein verlöschtes Licht!
 Ist's meine Schuld? — Kann ich's ermessen?
 Täusch' ich mich selbst? Ich weiß es nicht.

Ich werde hingehn wie ein Traum,
 Wie Wolken, die am Himmel jagen,
 Wie Schaum von wilder Wellen Saum —

Wer wird, wo sie geblieben, fragen?
 Die Tage gehn, die Tage kommen
 Und neue Blüten bringt die Flur.
 Wo sind die frühern hingekommen?
 Der Wand'rer findet keine Spur!

Ich habe stets mein Leid getragen
 Allein und stark und stolz und stumm!
 Um Hilfe tönten nicht die Klagen,
 Ich sah mich nicht nach Mitleid um:
 Nur dieses Mal laßt, gleich dem Schwane,
 In Todestampf und herber Pein
 Ausfingen mich von meinem Wahne,
 Dann sterben stille und allein! —

Das Schicksal hat mir nicht gegeben
 Des Lebens Glück, den reichen Sang.
 Es gab mir nur das Dichterleben:
 Getäuschtes Sehnen, Not und Drang!
 Es gab das Erbteil mir der Sängers,
 Auf Erden nie ein Morgenrot —
 Nur Nebelgrau'n, nur kalte Dränger,
 Dann früh und still — den Dichtertod!

Ein Schrei.

Es tickt die Uhr so seltsam schrill, —
 Sie kündigt stets dieselbe Pein: —
 So furchtbar öd', so schrecklich still
 Und stets allein, allein!

O, daß ich gemartert ward,
 Und schuldlos fühlte Wund' um Wund'!
 Ich hab' gekämpft nach tapfrer Art —
 Jetzt bin ich todeswund!

Wie nichtig Lebens Lust und Leid,
 Und wie so bitter doch der Tod!
 Wie kurz des Lebens flücht'ge Zeit!
 Wie lang die Lebensnot!

Und nichts als Elend, Falschheit, Lug!
 So schwer mein Herz, so wüßt mein Haupt!
 Der Reichtum, den ich in mir trug,
 Zernichtet und geraubt!

Ha, was war das? — Welch greller Ton?
 Ein eis'ger Schreck durchrieselt mich!
 Zerriss'ne Saiten — düst'rer Hohn —
 Es klang so schauerlich!

Ich tat — mir selber unbewußt —
 Verzweifelnd einen wilden Schrei
 Tief aus der todeswunden Brust —
 Wär' alles doch vorbei!

Karl Freiherr von Firks (1828—1871), geb. auf dem Gute Drogenen in Kurland, siedelte im Alter von 5 Jahren mit seinen Eltern und Geschwistern auf die von seinem Vater gekaufte Besitzung „Niegrauden“ an der litthauischen Grenze über. Bis zu seinem 18. Jahr erhielt er häuslichen Unterricht, studierte im Auslande, machte als Freiwilliger den Krimkrieg mit und wurde bei einem tollkühnen Ritt einen steilen Weinbergabhang hinab schwer verwundet. In die Heimat zurückgekehrt, widmete er sich der Landwirtschaft und der Dichtkunst. Am 20. Februar 1871 verschied zu Niegrauden im noch nicht vollendeten 43. Lebensjahre mit ihm der größte lyrische Dichter Kurlands. Firks ist aber nicht nur Lyriker, sondern auch Epiker, das beweisen seine Balladen und vor allem sein episches Fragment „Fergus“.

O, Frühling.

Frühling, was nützet Dein Lärmen doch viel?!
 Du kommst mit rauschenden Schwingen,
 Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel,
 Als wollt'st Du Alles bezwingen.

Berrennst Dich alsbald, wie ein törichtes Kind,
 In des Sommers unnütze Hitze
 Und schickst Dich am Ende verzweifelt geschwind
 In des Winters Philistermütze!

Der Körper ist ein Lebemann.

Der Körper ist ein Lebemann,
 Ein Freund von Wein und Minne,
 Und läßt die Welt und ihre Lust
 Herein durch die fünf Sinne.

Frau Seele aber sitzt derweil,
 Des Schmollens treu beflissen,
 Im Kämmerlein und wiegt ihr Kind,
 Das schreiende Gewissen.

Ich wollt', ich könnt' Dein Herz belauschen.

Ich wollt', ich könnt' Dein Herz belauschen,
 Wenn ungesch'n und heimlich bunt
 In seiner Tiefe die Gedanken
 Wie Fischlein geh'n am Quellengrund,
 In dunkler Nacht, wenn stille Bilder
 Lebendig vor ihm aufersteh'n
 Und seine Wünsche auf der Veiter
 Des Traumes auf und niedergeh'n.

Und was es klopft und was es sehnet,
 Ich schloff' es treulich in mein Herz.
 Und was es weint und was es seufzet,
 Ich legt's zu meinem eignen Schmerz,
 Und ging dann hin und tät mir schneiden
 Zum Wandern einen Stab im Feld,
 Um für Dich das Glück zu suchen,
 Hinaus in Gottes weite Welt.

Und spürt' ihm nach auf allen Wegen,
 Und wollt's erkämpfen treu und recht,
 In harter Arbeit es erfröhnen,
 Demütig als leibeig'ner Knecht.
 Und wär's dem Himmel abzurüngen
 Ich wollt' hin knien in heißem Flehn,
 Und wär's ein Herz, das zu gewinnen,
 Ich wollt' für Dich es werben geh'n.

Und hätt' ich all' Dein heimlich Sehnen
 Und all' Dein Träumen Dir erfüllt
 Und jeden Schmerz von dir genommen,
 Und jede Träne Dir gestillt;
 Dann wollt' ich geh'n aus Deinem Wege,
 Und flieh'n Dein Antlitz ewiglich,
 Um nicht zu sehen, wie Du fröhlich,
 Und glücklich sein kannst ohne mich.

Viktor von Andrejanoff (1857—1895), geb. in der Stadt Koslow im Gouvernement Tambow, kam vierjährig in die baltischen Provinzen, denen Mutter und Großmutter entstammten. Sein Vater war Gendarmeriechef in Livland. V. v. Andrejanoff studierte in Tartu (Dorpat) und in Jena und lebte in Riga schriftstellerisch tätig. Gestorben ist er in Berlin. Von seinen Zeitgenossen hier im Baltikum nicht verstanden, nicht genügend anerkannt, den Strömungen der neueren Zeit vielleicht auch zum Teil verständnislos gegenüberstehend, führte Andrejanoff ein einsames Dichterleben. Manches Schöne und Bedeutende hat er auf dichterischem Gebiet geschaffen und es muß ihm in jedem Fall ein beachtenswertes poetisches Talent zugesprochen werden.

Am Meer.

Rot in das fernhin rollende
 Gewog' die Sonne sinkt,
 Das Meer, das leise grollende,
 Mit ihren Strahlen ringt;
 Sie wiegen auf den Wogen sich
 Und färben sie mit Glut,
 Um dann in Silberbogen sich
 Zu stürzen in die Flut;
 Auf Purpurwölkchen schweben sie
 Und senden Pfeile nieder,
 Zum Felsenstrande streben sie
 Mit funkeln dem Gefieder;
 Und ob auch wogentürmend sich

Zur Wehre setzt die See,
 Stets glüh'nder nahen stürmend sich
 Die Schaaren aus der Höh'.
 Dann bricht das nächt'ge Dunkel ein,
 Die Flut liegt still und groß,
 Und strahlt das Sterngefunkel rein
 Zurück aus ihrem Schoß...

Lebensregel.

Hör', was das Leben spricht:	Der Welt Genüsse sind
Das Halbe meide,	Nur Tändeleyen,
Tu' schweigend Deine Pflicht	Sie fliehen wie der Wind
Und schweigend — leide.	Und sie — entweichen!
In andern suche Dich,	Bewahr' in treuem Sinn
In Dir die Liebe,	Des Schönen Bildnis,
Bewahre frei Dein Ich	Und gehe ruhig hin
Vom Weltgetriebe!	Durch diese Wildnis!

Helene von Engelhardt-Schnellenstein (1850—1910), geb. 1850 auf dem Gute Wileikin in Litauen, vermählt seit 1875 mit dem Klaviervirtuosen Louis Pabst, verbrachte die folgenden Jahre in Riga, Stuttgart usw. und zog 1885 nach Melbourne in Australien. 1895 kehrte die Dichterin mit ihrem Gatten nach Europa zurück; sie ließen sich in London nieder.

Helene v. Engelhardt (Frau Pabst hat als Dichterin ihren Mädchennamen beibehalten) gehört wohl zu den begabtesten deutschen Dichterinnen. Der Dichter Fr. Bodenstedt schrieb seinerzeit an Fr. v. Engelhardt: „— — — Die Hauptsache bei einem Liede ist die innere Melodie, und weil ich diese in Ihren Gedichten finde, darum halte ich Sie für eine Dichterin und rufe Ihnen von Herzen ein Heil! auf den Weg zu.“

Außer zahlreichen Einzeldichtungen und poetischen Erzählungen hat die Dichterin an Sammlungen herausgegeben: „Morgenröte“, „Hochzeitsreise“, „Weinalbum“, „Normannische Balladen“.

Nach manchem Jahr.

(Meiner Schwester.)

Einst hab ich's der Welt und dem Himmel geklagt,
 Jetzt hab' ich den Klagen, den Tränen entsagt.
 Ich denke nicht mehr an den maßlosen Harm —
 Ich denk an Dein Lächeln so frühlingwarm;
 Du warst hier auf Erden mein Sonnenschein,
 Darum freudigen Herzens gedenk' ich Dein,
 Gedenk' ich Dein!

Du warst wie die Blum' auf erwachender Au:
 Noch lag in den Blättern der himmlische Tau!
 Sie blieben erspart Dir von höherer Macht,
 Die Gewitter des Mittags, die Nebel der Nacht;
 Du schiedest als Blüt' aus dem blühenden Sein,
 Darum freudigen Herzens gedenk' ich Dein,
 Gedenk' ich Dein!

Du hast Dich geborgen im ewigen Zelt —
 Ich ringe noch fort mit den Stürmen der Welt;
 Seitdem mir Dein Lächeln, Dein letztes, entschwebt...
 Was hab' ich gelitten... Was hab' ich erlebt!..
 Doch das Leben will mutig getragen sein,
 Darum freudigen Herzens gedenk' ich Dein,
 Gedenk' ich Dein!

Du warst hier auf Erden mein Sonnenschein,
 Und was Du mir warst, sollst Du ewig mir sein!
 Ich will es vergessen, wie heiß ich stritt,
 Wie brennend ich weinte, wie blutig ich litt,
 Ich harre: einst winket uns sel'ger Verein —
 Darum freudigen Herzens gedenk' ich Dein,
 Gedenk' ich Dein!

Australien.

Und ob Natur mit vollen Händen
 Der Gaben Reichthum rings ergießt,
 Und ob an üppigen Geländen
 Die Frucht der Hesperiden spriest;

Und ob die Flur im Sonnenfeuer
 Sich hüllt in Farben tief und satt:
 Doch fehlt ein Reiz, ein ewig neuer,
 Dem Land, das keine Märchen hat!

Es stehn in Blüten Tal und Klüfte,
 Es regt sich Leben weit und breit,
 Doch hat die Blume keine Düfte,
 Und kein Erröten hat die Maid;
 Es schwebt mit schillerndem Gefieder
 Der Vogel über Baum und Blatt —
 Doch ach, es fehlen ihm die Vieder
 Im Land, das keine Märchen hat!

O meiner Heimat Nachtigallen,
 Wie süße Märchen fangt ihr mir!
 O meiner Heimat Waldeshallen,
 Von Feen und Elfen duftet ihr!
 In meiner Heimat Wasserbächen
 Die Nixe singend Umzug hält,
 In meiner Heimat Steine sprechen
 Von graubemooster Sagenwelt!

Auf Nordens Wiesen schwinget mächtig
 Im Reigen sich die Elfenfrau,
 An Nordens Himmel schimmert prächtig
 Die Odinsstraß' im Ätherblau!
 In Nordens Wäldern braust gewaltig
 Der wilde Jäger durch die Luft,
 Und Zwerg und Gnomen vielgestaltig
 Beleben Grott' und Felsenluft.

Da aber, wo die Märchen fehlen,
 Sind ohne Stimmung Wald und Flur,
 Und ohne Poesie die Seelen,
 Und ohne Sprache die Natur . . .
 Komm, Sagenwelt der heim'schen Erde,
 Beschirme mich an Schildes statt,
 Daß mir mein Herz nicht rostig werde
 Im Land, das keine Märchen hat!

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß,

geb. am 24. März 1865 zu Riga in Livland, erhielt seinen Unterricht am dortigen Stadtgymnasium, studierte in Berlin und widmete sich der schriftstellerischen Laufbahn. Herausgeber der Sammlung „Das Baltische Dichterbuch“. Ließ sich später als Kritiker und ständiger litterarischer Mitarbeiter mehrerer Blätter in Berlin nieder.

S t u r m.

Mit gigantischem, dunklem Griffel
Schreibt der Sturm seine Leiden ins Meer;
Er schreibt es mit grimmigem Fluche,
Er schreibt es schneidend und schwer!

Das Meer heult auf vor Wehe,
Schwillt mächtig empor in die Höh',
Und ängstlich verhüllt sein Antlitz
Der Mond vor der tobenden See!

Das Sträußlein aus Moos.

Gekränkt in meinem Übermute,
Das junge Auge tränenvoll,
Ging ich zum Wald mit düstrem Mute,
Wo mancher Tropfen niederquoll.

Gar kindisch war mein banges Grämen,
Doch schien mein Herz mir schwer gekränkt,
Fast wollt' ich gar schon Abschied nehmen,
So tief hatt' ich mein Haupt gesenkt.

Und zur Erinn'ung dieser Stunde
Band ich ein Sträußlein mir aus Moos,
Das ich im weichen Waldesgrunde
Entriß dem reichen Mutterschoß. — —

Wohl manchen Tag sah ich entgleiten,
Bergeffen war das Sträußlein lang,
Als heut' das Bild aus jenen Zeiten
Mir wieder vor die Seele drang.

Ich fand das Sträußlein heute wieder
 Und sah es lange, lange an,
 Bis von der Wange still hernieder
 Mir mancher heiße Tropfen rann.

Ein trockner Strauß aus dürrem Moose — —
 Und Alles, Alles ist verhallt!
 Weint' ich doch noch in deinem Schoße,
 Du schöner, tiefer, grüner Wald!

Rudolf Wilhelm Seuberlich,

Sohn des Bürgermeisters von Riga, daselbst am 13. Dezember 1841 geboren, widmete sich dem kaufmännischen Berufe und war als Korrespondent und Agent tätig. Unbestrittene Anerkennung und allgemeine Beliebtheit, ja — eine gewisse Popularität hat sich Seuberlich durch seine humoristischen Gedichte erworben.

Vom alten Buchziger.

Studiosus Pumper, dem, wie stets,
 Das Geld, das liebe, fehlte,
 Fuhr einst mit Fuhrmann Buchziger,
 Dem er sein Leid erzählte:

„Ach Buchziger, du weißt es ja,
 Ich laß mich sonst nicht lumpen;
 Doch, soll ich heut' bezahlen dich,
 Muß ich mir erst was pumpen (borgen).“

„Du kennst doch die Philister hier
 Und weißt auch, welche borgen,
 Drum fahr mich vor das rechte Haus,
 Dort will ich für uns sorgen.“

„„Ja, fahr hich zu Err Nobel in!
 Tas his hein Mann, hein kutes,
 Wenn heiner hetwas pumpen pumpt,
 Das kute Err, tas tut es.““

„„Nach, tas at hein so kute Erz,
 Wie keins in kanze Stadt nich;
 Pumpt immer Geld, wenn her nur at, —
 Nur heins is schadt: — her at nich.““

„Ach Gott, wie dumm! Sokehr doch um!
 Was soll mir Nobel nützen?
 Flugs, bring mich zu Philistern hin,
 Die auf Moneten (Geld) sitzen.““

„„Nu ja, tas ab hich mir schon denkt;
 Tann fahr hich zu Err Knicker. —
 Tas his hein Mann! Tas Mann, tas at
 Millionen Rubelstücker.““

„„Tas at fünf Auser in tie Stadt;
 Was reicher ier, man trifft nich.
 Tas kann mehr gewen, hals tu brauchst, —
 Nur heins is schadt: — her gift nich.““

Theodor Hermann Pantenius (1843—1915),

Sohn des lettischen Volksschriftstellers und Predigers zu St. Annen in Mitau, Wilhelm Pantenius, wurde am 10. Oktober 1843 zu Mitau in Kurland geboren, besuchte das dortige Gymnasium und studierte in Berlin und Erlangen Theologie. Nach einem kurzen Aufenthalt in Petersburg, wo er die russische Sprache und Literatur studierte, übernahm er in Riga die Leitung der „Baltischen Monatschrift“ und war Redakteur der „Rigaschen Zeitung“. Von seinen baltischen Heimatsgenossen nicht verstanden, zum Teil sogar angefeindet, siedelte er 1876 nach Leipzig über, wo er Chefredakteur des „Daheim“ und eines von ihm herausgegebenen Monatsheftes¹⁾ wurde. Da die Redaktion beider Blätter später nach Berlin verlegt wurde, siedelte auch Pantenius dahin über.

1) „Belhagen und Klasings Neue Monatshefte.“

Pantenius ist nicht nur der hervorragendste Prosaisker, sondern überhaupt der bedeutendste unter den Baltischen Dichtern. Sein Name wird nicht nur in seinem Heimatlande, sondern auch in der deutschen Nationalliteratur mit Achtung genannt. Da er aber mit allen Fasern seines dichterischen Seins in seinem heimatlichen Boden, im Boden seines lieben „Gottesländchens“ Kurland wurzelt, aus diesem den Stoff zu seinen Werken schöpft, heimatliches Leben, heimatliche Kulturzustände, Sitten und Gebräuche schildert, seine Heimat aber ein kleines, von der Welt nicht viel beachtetes Ländchen ist, so hat er auch niemals „Modeschriftsteller“ werden können. Seine Werke haben kaum mehr als 2—3 Auflagen erlebt, und doch hat er in denselben in künstlerischer Form wahres, echtes, pulsierendes Leben geschildert. Seine Gestalten sind eigenartig und doch dem Leben entnommen, wie man sie im Baltischen Lande, insbesondere in älteren Zeiten in Kurland oft genug antraf; seine Charaktere sind ausgeprägt, naturgetreu. Seine Heimatgenossen konnten ihm den Realismus, mit dem er seine Zeitgemälde schuf, nicht vergeben; im Auslande nahm man anfangs seine Werke mit Begeisterung auf und sprach ihnen die verdiente Anerkennung zu; das Interesse erkaltete aber mit der Zeit, weil die Menschen und Verhältnisse, die Pantenius behandelte, dem großen Publikum fremd und in ihrer Eigenart nicht ganz verständlich waren. Das bedeutendste Werk des Dichters ist der historische Roman „Die von Kelles“, der gleichzeitig ein vorzügliches Zeit- und Sittengemälde liefert. Es ist ein Meisterwerk, das den Besten angereicht werden darf. Weiter wären zu nennen: „Allein und frei“ (Roman), „Im Gottesländchen“, Erzählungen aus dem Kurländischen Leben; „Das rote Gold“ (Roman), „Kurländische Geschichten“ (Erzählungen). Das einzige Gedicht, das Pantenius veröffentlicht hat und das vielfach für ein Volkslied gehalten worden ist, hat er in seinem Roman „Die von Kelles“ einem jungen Mädchen, Barbara Tiefenhausen, in den Mund gelegt. Es lautet:

Du mein herzallerliebster Schatz,
 Ein Brunnlein hör ich springen:
 Wer einen lieben Buhlen hat,
 Mag wohl mit Freuden singen.

Du mein herzallerliebster Schatz,
 Nun geht es an ein Scheiden:
 Wer einen lieben Buhlen hat,
 Viel Kummer muß er leiden.

Du mein herzallerliebster Schatz,
 Ein Blümlein sah ich sprießen;
 Wer einen lieben Buhlen hat,
 Der mag wohl sein genießen.

Du mein herzallerliebster Schatz,
 Ein Glöcklein, das tut klingen:
 Wer einen lieben Buhlen hat,
 Das Herz muß ihm zerspringen.

Du mein herzallerliebster Schatz,
 Sie haben dich erschlagen!
 Wer einen lieben Buhlen hat,
 Der muß wohl ewig klagen.

Du mein herzallerliebster Schatz,
 Ein Blümlein tät verderben,
 Wer einen lieben Buhlen hat,
 Mit Freuden mag er sterben.

Nächst Pantenius ist der beste Erzähler **Graf Ed. Kayserling** (1855—1918), der sich mit seinen Novellen und Erzählungen ein zahlreiches Publikum erworben hat und seinen Platz in der deutschen Nationalliteratur einnimmt. Auch im Drama hat er sich versucht.

Christoph Mickwitz (1850—1924),

Sohn des Inspektors am Gymnasium und Vektors der estnischen Sprache an der Universität zu Tartu (Dorpat), wurde daselbst am 13. Mai 1850 geboren, studierte Philologie, war zeitweilig

Hauslehrer, Lehrer am Landesgymnasium zu Tselin, darauf Mitarbeiter an der deutschen St. Petersburger Zeitung, später Oberlehrer an der Domschule zu Reval und Redakteur der Revaler Zeitung.

Treuherzig, wahr und schlicht sind seine Gedichte, aus denen ein reifer, männlicher Geist spricht. Mickwitz ist Lyriker, jedoch hat er auch in der Romanze und Ballade Treffliches geleistet. Über die Form verfügt Mickwitz mit Meisterschaft.

An der Steinbrücke in Dorpat zur Zeit der
Überschwemmung.

Hemme den Lauf, o Fluß, Catharina die Zweite gebeut dir's.

I

Und er schäumt und tost
Um die alten Quadern
Mit wildem Grimme
Und zornigem Hadern.

Wer hat dich gereizet,
Was macht dich so wild,
Daß dein Wasser dir toset
Und grollet und schwillt?

Und wühlt an dem Felsen
Und spritzt zurücke
Und spült an den Pfeilern
Hinauf zu der Brücke.

Und flieht aus dem Bett,
Dem gewohnten, alten,
Und läßt sich nicht fesseln
Und läßt sich nicht halten

Und rüttelt im Troße
Am Brückenuß
Und drängt sich vorüber
Mit drohendem Gruß

Und dringt in die Häuser
Mit suchendem Fuß?
Was hast du verloren,
Was suchst du, mein Fluß?

III

Dumpfen Schalles
Tönen die Bogen
Und hemmen den Lauf
An der Brücke Bogen
Und rütteln am Steine
Mit zornigem Mut:
Du stolzes Gemäuer,
Sei auf der Hut!

Sie wollen's nicht tragen,
 Das engende Joch,
 Und sie wollen's zerschlagen —
 Und tragen's doch! — —

Sie schütteln nur heftig
 Die weißen Häupter
 Und schäumen empor
 An dem alten Bau
 Der stolzen Zarin
 Und schütteln und rütteln
 Am festen Granit.

Doch sie stürmen vergeblich
 Wild an die Pfeiler:
 Sie bersten im Brallen
 Und röcheln nur dumpf
 An der Brücke Bogen,
 Am verhassten Joch,
 Die stolzen Wogen —
 Und tragen's doch!

U m n i c h t s.

Der Schnee liegt hoch, kein Laut erschallt,
 In tiefem Schweigen liegt der Wald
 So einsam und weltabgeschieden.
 Nichts stört des Waldes Wintertraum,
 Nur leise durch den weiten Raum
 Im stillen, weiß bereisten Frieden
 Hörst dumpf du knarren Ast und Baum,
 Gebeugt vom Druck des Schneegewichts,
 Sonst nichts.

Da plötzlich kracht ein Schuß im Thal,
 Ein zweiter folgt — in wilder Qual
 Durchhallt ein Schrei die weite Kunde:
 Ein Schrei, bei dem das Blut gerinnt,
 Wie einmal nur ein Menschenkind
 Ihn ausstößt in der Sterbestunde,
 Wenn trüb' das Auge, todesblind,
 Hineinschaut aus dem Reich des Nichts
 Ins Nichts.

Und wo der Weg zum Dorfe biegt,
 Am Waldessaum ein Jüngling liegt,
 Die Wimpern wie zum Schlaf geschlossen.
 Nur auf die Stirne hat ihm rot
 Sein Siegel aufgedrückt der Tod,
 Wo ihn des Gegners Blei durchschossen;
 Sonst zeigt von Qual und Erdennot
 Im stillen Frieden des Gesicht's
 Sich nichts.

Und zu dem Toten, den im Kreis
 Die Freunde ernst umsteh'n, tritt leis'
 Auch der, der ihm den Tod gegeben.
 Gebrochen steht er stumm dabei,
 Als hätt' auch ihm das Todesblei
 Zerstört sein eig'nes junges Leben.
 Und stöhnend, wie ein dumpfer Schrei,
 Aus seiner Brust verzweifelt bricht's:
 „Um nichts!“

Um Nichts in seiner Blüte Kraft
 Vom schnöden Zufall hingerafft,
 Ein Opfer falsch verstand'ner Ehre!
 Ihr, die Ihr wie versteinert dort
 Ihn still umsteht, hört Ihr das Wort,
 Versteht Ihr die gewalt'ge Lehre?
 Tönt Euch der Ruf nicht fort und fort
 Im Ohr, wie Donner des Gerichts:
 „Um Nichts!“

Mutterliebe.

Wenn alles, alles dich verläßt,
 Wenn alles schwankt auf Erden,
 Die Mutterliebe bleibt fest,
 Die kann nicht untreu werden.

Und sei der Kummer noch so groß,
 Der finster dich umwindet,
 Leg' fromm dein Haupt nur in den Schoß
 der Mutter, und er schwindet.

Was auch zerreißen mag dein Herz,
 Wonach's auch heiß sich sehne —
 Die Mutterliebe heilt den Schmerz,
 Küßt dir vom Aug' die Träne.

Küßt von der Stirne dir das Leid,
 Weiß schnell den Schmerz zu bannen,
 Und scheucht jedwede Traurigkeit
 So leicht, so sanft von dannen.

Wenn alles, alles dich verläßt,
 Wenn alles schwankt auf Erden,
 Die Mutterliebe bleibet fest,
 Die kann nicht untreu werden.

Hans Schmidt (1855—1923),

geb. 1855 in Jellin, erhielt seine Erziehung in der väterlichen Lehranstalt, studierte am Konservatorium in Leipzig Musik und an der Universität daselbst Philosophie und Aesthetik, bildete hernach in Wien unter Brahms' Leitung sein Talent weiter aus, übernahm — heimgekehrt — die Direktion der Musikschule in Arensburg und lebte zum Schluß als Musiker, Schriftsteller und Dichter-Komponist in Riga. Seine Lieder sind teils von ihm selbst, teils von anderen Komponisten, unter welchen hier nur Brahms erwähnt sei, in Musik gesetzt worden.

Hirtenweise.

Das war zu nächt'ger Stunde,
 Durch Wald und Feld ich strich,
 Aus enger Heimatrunde
 In's Weite sehnt' ich mich.
 Da hört' ich tönen leise
 Wohl eines Hirten Weise,
 Der still am Feuer sang,
 Durch's Dunkel hell es klang:
 „O Heimatland, du liebes Land,
 Wie keiner je ein lieb'res fand,

Zu dir allein steht mir der Sinn,
 Verlang' nach keinem andern hin.
 Und wär' es noch so schön und reich,
 Käm' nimmer doch dir, Heimat, gleich;
 Denn ob du auch nur Bruch und Sand,
 Bist doch allein mein Heimatland!"

Nicht glaubt' ich seinem Sange,
 Verlachte gar sein Wort,
 Und folgte meinem Drange,
 Und zog zur Fremde fort!
 Nun bin ich, ach, so ferne!
 Nun kehrt' ich, ach, so gerne!
 Nun tönt mir immer, ach!

Des Hirten Weise nach:
 „O Heimatland, du liebes Land,
 Wie keiner je ein lieb'res fand,
 Zu dir allein steht mir der Sinn,
 Verlang' nach keinem andern hin.
 Und wär' es noch so schön und reich,
 Käm' nimmer doch dir, Heimat, gleich;
 Denn ob du auch nur Bruch und Sand,
 Bleibst doch allein mein Heimatland!"

M o n d n a c h t.

An des Mondes Silberkunkel
 Saß die Nacht und spann,
 Daß der Strahlen Garn im Dunkel
 Leuchtend niederrann.

Kaum ersah der Wind, das Käzchen,
 Lauernnd, wie es fiel,
 Als er auch mit flinken Tätzchen
 Taufend trieb das Spiel.

Bis die Fäden sich verwirrten,
 Wie zum Netz verknüpft,
 Draus wohl keiner der Verirrten
 Jemals noch entschlüpft.

Ich auch, der in stillem Sinnen
 Durch die Fluren ging,
 Konnte plötzlich nicht von hinnen,
 Weil das Garn mich fing;

Fühlte wundersam gehalten
 Mich an Seel' und Leib,
 Sanft zu Füßen hin dem alten
 Zauberstarken Weib.

Und so lag ich denn: mein Plätzchen
 Ihr am Kleidesfaum,
 Stille war es — selbst das Käzchen
 Schnurrte müde kaum.

Nur des Liedes leise Brocken
 Klängen her und hin,
 Das an ihrem Silberrocken
 Sang die Spinnerin.

Karl Hunnius,

geb. 1856 zu Narva als Sohn des dortigen evangelischen Pastors, studierte in Tartu (Dorpat) Theologie, wurde Lehrer an verschiedenen Lehranstalten des In- und Auslandes, hat seinen Aufenthaltsort oft gewechselt und lebt gegenwärtig in Tartu.

Friedhofsfrühling.

Auf den moosübersponnenen Gräbern
 Geliebter Toten
 Schimmert freundlich das Abendgold.
 Friedlich säuseln die Trauerbirken
 Genesung den Schummernden —
 Tief unter dem tauigen Rasen.
 Herz, du pochst und fieberst
 Voll Sehnsucht; —
 Ruh'n wirst du,
 All dein Lieben und Hoffen sinkt
 Tief unter den tauigen Rasen.

Ach, so wandelt die Zeit,
 Die stille Träumerin,
 Zwischen Gräften dahin. —
 Zögernd fallen aus ihrer Hand
 Verborgene Loose:
 Leid und Glück in verschwiegener Umarmung
 Wallen geschwisterlich
 Durch dieses Thal der Tränen
 Eng verbunden dahin,
 Ruhen am Ende bräutlich vereint
 Tief unter dem tauigen Rasen.

Johannes Baron Maydell,

geb. 1851 in Groß-Bechtigall in Estland, besuchte die Domschule zu Reval, war mehrere Jahre in den Goldbergwerken im Ural beschäftigt, und diente seit 1884 im Mohilewischen Gouv. in der Artzise.

Ich saß in trüben Gedanken
 Am Ufer des Meeres und sann;
 Ich schaute dem Treiben der Welle,
 Die flüchtig im Weltmeer zerrann.
 Ich dachte an's menschliche Leben,
 Das kurz wie die Welle im Meer.
 Ach, wenn es doch auch, wie dieselbe,
 So klar und so silberhell wär! —

Ritterschlag.

Vor allem fürchte Gott und halte blank Dein Schild!
 In allem mannesstreu, sei gegen Frauen mild!
 Dein steter Leitstern sei die Wahrheit und das Recht,
 Sei tapfer, wo's gebeut, — stolz, gütig und gerecht.

Leopold von Schröder (1851—1920),

geb. in Tartu (Dorpat), besuchte das Gymnasium und die Universität seiner Vaterstadt, studierte vergleichende Sprachkunde, wurde 1882 als Dozent für Sanskrit in Dorpat an-

gestellt, erwarb sich durch wissenschaftliche, lyrische und dramatische Arbeiten einen hervorragenden Ruf und lebte seit 1894 in Innsbruck als Professor. Er behandelt in seinen Dichtungen oft estnische Sagenstoffe in Versform.

Koit und Amarik.

Kennst du wohl des Nordens Nächte?
 Jene wonnevollen Stunden,
 Wenn der Sommer ist erschienen,
 Wenn am fernen Himmelsraume
 Abendrot und Morgenröte
 Liebend sich die Hände reichen
 In dem Brautfuß sich umfängen?
 — — — — —
 — — — — —

Als der hohe Göttervater
 Einst vor Zeiten schuf die Sonne,
 Um der Erde mild zu leuchten,
 Gras und Blumen zu erwecken
 Und die Menschen zu erwärmen,
 Da bedurfte' er treuer Wächter,
 Um die Sonne zu behüten;
 Und da schuf er einen Knaben,
 Schuf ein wunderholdes Mädchen,
 Die in ew'ger Jugend strahlten.
 Amarik, so hieß das Mädchen,
 Aber Koit der Strahltenknecht.
 Und der Alte sprach zum Mädchen:
 „Wenn die Sonne sinkt des Abends,
 Nimm sie treulich in Verwahrung,
 Lösch sie aus, damit das Feuer
 Keinem Wesen Schaden bringe!“
 Und zum Knaben sprach der Alte:
 „Zünde du am frühen Morgen
 Wieder an die goldne Sonne,
 Daß sie neu den Lauf beginne
 Und den Menschen Segen spende.“
 Und des Alten Wort gehorchten
 Amarik und Koit, die beiden:

Abendrot und Morgenröte
Treulich übten sie die Pflichten — —
— — — — —

Da geschah es, daß die beiden,
Schönes Mädchen, schöner Knabe,
Sich zu tief ins Auge schauten,
Drückten leise sich die Hände,
Und es fanden sich die Rippen,
Fanden sich zu sel'gem Kusse.

Doch ein Auge hatte wohl bemerkt das Rosen — —
— — — — —

— — — — — Freundlich lächelnd sprach der Alte:
— — — — —

„Und so mögt ihr euch denn haben
Und als Mann und Weib verwalten
Treulich weiter eure Pflichten.“

Da erwiderten die beiden,
Riefen wie aus einem Munde:
„Alter, stör nicht uns're Freude!
Laß uns Braut und Bräut'gam bleiben!
Ewig jung ist dann die Liebe,
Und das Glück wird ewig dauern.“
Und der Alte war's zufrieden,
Gab dem Brautpaar seinen Segen,
Sel'gen Glückes ew'ge Reinheit.

— — — — —
Kurze Zeit im langen Jahre
Sind die beiden nur vereinigt
In des Sommers warmen Nächten, — —
Wenn die Birken leise rauschen,
Wenn die Erlenbüsche flüstern
— — — — —

— — — — — Und die leisen Abendwinde
Wonnevolle Düfte spenden,
Dann vereinen sich die beiden,
Und das Mädchen reicht die Sonne
Zu des Liebsten Hand hinüber,
Und er fasset dann das Händchen,
Und sie kosen und sie küssen,

Und des Mädchens Wangenstrahlen
 Röten sich vor süßer Liebe,
 Spiegeln sich am Himmelssaume
 Wie in rosenrotem Glanze — —
 — — — — —

Und der Alte schmückt noch immer
 Für die bräutlich süßen Stunden
 Jede Flur mit bunten Blumen;
 Und der Nachtigallen Brautlied,
 Sehnsuchtsreiche Flötentöne,
 Fluten durch die warmen Lüfte.
 — — — — —

Alexander Freiherr von Mengden,

geb 1852 zu Soikina in Ingermanland, besuchte das Vibauer Gymnasium, studierte in Tartu (Dorpat) Jura, erhielt eine Anstellung am St. Petersburger Senate, lebte in Riga und in Wenden und zog sich dann auf sein Gut Zarnau bei Wolmar zurück.

S o m m e r m o r g e n .

Frau Sonne sitzt am gold'nen Rocken
 Und webt am Strahlenetz geschwind,
 Und durch des Waldes krause Locken
 Geht flüsternd leichter Morgenwind.

Horch, Verchenschlag und Viederschwellen,
 Auf Baum und Blatt ein farbig Sprüh'n,
 Und murmelnnd geht in weichen Wellen
 Des jungen Roggens ächtes Grün.

Vor Kraft und Jugend, welche Fülle,
 Welch' Schimmern andachtsvoll bewegt!..
 Wer hat dir, Heimat, diese stille,
 Gewalt'ge Weihe aufgeprägt? ..

D ü r r e s B l a t t .

Es gaukelt in den Lüften hin,
 Goldstrahlend, farbensatt,
 Du glaubst, es sei ein Schmetterling —
 Es ist ein dürres Blatt.

Ein dürres Blatt, des Sommers Bier...
 Du schaust und sinnst betrübt —
 So hat das Leben auch an Dir
 Sein falsches Spiel geübt.

Einst schwoll Dein Herz in süßem Wahn,
 Du jagtest heit'ren Blicks
 Auf wundergrünem Hag und Plan,
 Dem Falter nach des Glücks.

Sein Gold war Lug, sein Schmelz war Trug,
 Du ruhst, von Mühen satt...
 Da rauscht's heran im Windesflug:
 Es ist ein dürres Blatt.

§ 2.

Es sind noch viele Namen, welche den besten der deutschbaltischen Dichter anzureihen und mit Achtung zu erwähnen wären. Aus technischen Gründen kann das gegebene Material leider nicht mehr erweitert werden. Unter den Dichtern der Gegenwart können immerhin einzelne in keinem Fall ganz übergangen werden, und diese wären: **Frank Thieß**, dessen Talent sich in seinen Novellen durch eine unerschöpfliche Phantasie, ein starkes Naturgefühl und eine gewaltige Gestaltungskraft auszeichnet. Sein neuestes Werk heißt „Der Kampf mit dem Engel“.

Werner Bergegrün läßt seine reiche Phantasie talentvoll mit schauerlich Geheimnisvollem spielen, worauf schon die Titel seiner Werke hinweisen: „Rosen am Galgenholz — Geschichten vom andern Ufer“, „Das Gesetz des Atum“ und „Schimmelreuter hat mich gossen“.

Ein hervorragendes Erzählertalent besitzt **Valerian Cornius**, der in seinem neuesten Roman „Elisa“ feinsinnig und zart das Seelenleben der Dichterin Elisa von der Recke zeichnet, stimmungsvoll und mit tiefer Kenntnis die Zustände,

das Leben jener Zeit, der Goethezeit, schildert. — Viel und gern gelesen wird **Monika von Hunnius**: „Mein Onkel Hermann“, „Mein Weg zur Kunst“ u. a.

Bei **Herbert von Hörner** tritt weniger das Gewaltige als das Zarte, das Stimmungsvolle hervor: „Villa Gudrun“ u. a. — Ein starkes eigenartiges Talent ist **Siegfried von Vegesack**: „Kleine Welt vom Turm gesehn“, ein Gedichtbuch, das eine Sammlung reizender, poetischer Bilder enthält.

In den Gedichtsammlungen von **Elfriede Skalberg** befindet sich manches schöne, ansprechende Gedicht, dem wahrer poetischer Wert nicht abzusprechen ist.

Eines der hervorragendsten Dichtertalente der Gegenwart ist zweifellos **Gertrud Frein von der Brinken**, deren bisheriges dichterisches Schaffen zu den besten Hoffnungen auf die Ergebnisse ihrer weiteren Arbeit berechtigt.

S o n n e.

Was mag Sonne sein, davon der Nachbar manchmal spricht,
danach die Mutter manchmal seufzte? Ich weiß es nicht.
Unseres Fensters oberste Scheibe lugt über das Pflaster hinaus,
matt schleicht der Tag durch die Stube; sechs Stockwerk hat
drüben das Haus.
Durch des Fensters oberste Scheibe, wenn endlich der Morgen
kam,
seh ich Menschen, die wandern und leben — nur ich bin lahm.
Die Sonne sei golden und lachend, so las ich in einem Buch,
und warm; wie muß sie wohl tun; mich fröstelt's im alten
Tuch.
Die Sonne kann lachen, wie seltsam! Das kann Mutter schon
lange nicht mehr,
weil ich krank bin, und weil wir so arm sind, und das Tage-
werk so schwer!
Und Vater, der grollt mir: ich solle nicht immer im Wege stehn.
Ich ginge ja gern aus dem Wege, könnt' ich nur gehn!

Und die Sonne kann lachen! Ich fragte den Vater: „wie fängt
 sie's an?“
 „Du närrisches Ding,“ so schalt er, „was geht dich die Sonne an.“
 Und Mutter kehrte ihr müdes graues Gesicht zur Thür,
 aber später, als Vater gegangen, sprach sie zu mir:
 Die Sonne, die hätte gut lachen, das käme daher,
 daß sie weit, weit fort von der Erde am Himmel wär'!

Ist Mutter auf Arbeit, darf ich durch's Fenster sehn,
 dann zähl' ich die Füße, die oben vorübergehn.
 Und zähl', wieviel mal das Haustor gerüttelt wird,
 wieviel mal unser Schrank beim Rassel'n der Dampfbahn klirrt.
 — Doch immer muß ich jetzt denken: wenn ich nur wüßt'
 was tun, damit die Mutter nicht immer mich tragen müßt';
 daß wir wandern könnten selbender die Sonne sehn,
 — so weit, weit fort von der Erde wollten wir gehn!

Im Armenstift.

Sie starb im Armenstift, das streng und grau
 zur Straße blickt mit rissiger Fassade.
 So unbemerkt wie sie gelebt, die Frau,
 verstarb sie auch. Man schloß die Fensterlade
 der kahlen Stube, die ihr Heimat hieß
 in ihres Lebens ausgelöschten Jahren,
 bis man sie forttrug, und man stieß
 die Lade wieder auf, und andre waren
 schon da, bereit dies Zimmer zu beziehen.
 Und des verlöschten Schicksals dürst'ge Habe
 stand seelenlos umher, und ward verliehn
 an Fremde, die kaum dankten dieser Gabe.
 Die fast verdorrte Hyazinthe nahm
 zu sich die Stubennachbarin vom Gange,
 und als die Sonne gegen Abend kam
 schräg durch ihr Fenster, küßte sie sie lange.
 Den alten Plunder, Scherben aller Art,
 stob aus den Winkeln ein verstaubter Besen
 zum Kehricht auf den Hof, und später ward
 von Kindern er zu einem Spiel erlesen.

Nur hinterm Bett der Toten, wo zuletzt
 sie's hingelegt mit zitterigen Händen,
 lag ihr Gesangbuch noch, kraus und zerfetzt
 die Seiten von vieltausendfachem Wenden.
 Und in den Blättern neben Spruch und Strich,
 ein blaßes Kinderbild in gilbem Rahmen —
 „Gott segne Dich und Gott behüte Dich“
 stand flehend über dieses Kindes Namen. —
 — Ob Gott es tat? Und ob ihr Auge noch,
 eh' es erlosch, gedankt dem Gnadenschimmer?
 Wer weiß davon? — Der graue Abend kroch
 entlang den grauen Wänden durch das Zimmer.
 Und Fremde zündeten im Herde sich
 mit einem welken Buch genährte Flammen.
 „Gott segne Dich und Gott behüte Dich. . .“
 Verknisternd sank ein blaßes Bild zusammen.

Mose.

Worte aus der Wüste. . .

1.

Ich bin eines andern Stammes und Stands,
 als wer immer die Hand mir reicht.
 Ich habe die Wunder Agypterlands
 zu tief verstanden vielleicht.

Ich war ein geliebtestes Königskind
 in den Schlössern, die nirgendwo
 von so gewaltiger Hoheit sind
 wie im Reiche des Pharao. —

Ich habe geliebt, von Abscheu verzerrt,
 was die Sonne des Nillands sott,
 was ausfatzzerfressen im Rehricht plärzt
 nach Abfall und Scherben und — Gott!

Doch wenn des Tages brütender Brand
 vor den Sternen der Nilnacht floh,
 mir legte aufs Haupt ihre kühle Hand
 die Tochter des Pharao. —

Ich trug meines Volkes schwarzes Gelock
über goldenspangigem Kleid,
und trug doch unter dem prunkenden Rock
das alte Hebräerleid.

Und trug doch unter dem Glittersaum
in Nächten von Festglanz loh
eines Bettlerhaffes schwelenden Traum
durch die Säle des Pharao.

Mein Volk, dessen Fronschaft mein Herz zerriß,
ich hab's wie mich selber gehaßt,
dem im Priesterschloß von Heliopolis
die Augen Jehovas verblaßt.

Dies ist der Fluch, vor dem Ruhe es gibt
auf Erden nirgendwo:
daß ich mehr als meine Mutter geliebt
die Tochter des Pharao!

4.

W ü s t e n g r a b .

Das erste Grab in der Wüste — eine Mutter verscharfte ihr Kind,
am Pfahl, wo die Wege gen Mitternacht noch sichtbar sind
und sie riß ihre Kleider zu Fetzen und raufte ihr Haar,
und schrie mit einer Stimme, die staubverschüttet war:
„Mose, Mose, du bist's, der von Herd und Heimstatt uns trieb!
Wie hatte mein Kind sein Bänkchen am Haustor lieb.
Was riffst du aus seinem Winkel vom Spielzeug es fort,
jetzt liegt es im Wüstenfande, von Durst verdorrt.
Wie hob es die Ärmchen jüngst und jauchzte mich an.
Jetzt rieselt ihm Sand in das Mündchen, das nie mehr jauchzen
kann,

Mose, du hast es mit deinen Lügen erwürgt,
der du unseren Kindern Milch und Honig verbürgt!
Milch und Honig! Ha, Mose, wo flossen sie,
als meines Kindes Kehle sich heiser schrie?
Als mein Kind sich reckte und krümmte im Todeskampf,

röchelnd nach Kühlung im brennenden Wüstendampf?
 Rieselnden Sand griff ich auf, ihm als letztes Mahl,
 in rieselndem Sand lag sein Köpfschen verzerrt und fahl —
 „Mutter, mich dürstet — Mutter, mich dürstet so sehr . . .“
 hat es drei Tag' lang gewimmert, dann konnt' es nicht mehr.
 Über der Stirne klebten im Todesschweiß
 schwarz seine Böckchen, die ich geliebt so heiß.
 Mose, Mose, verflucht sei dein falscher Gott,
 der uns im Wüstenbrande die Seele sott!
 Keinen Schritt geh ich weiter, scharr hier mich ein!
 Soll denn mein Kindlein liegen so ganz allein?
 Furchtsam ist's, wenn der Nachtwind durch's Sandmeer schlurrt,
 wenn in den Höhlen im Schläse ein Schakal knurrt,
 zitternd erwacht dann mein Kindlein und schreit nach mir, —
 keinen Schritt in das Fernland mehr folg' ich dir,
 Hörst du mein Kindlein weinen . . . und treibst noch Spott; —
 Gib ihm zu trinken, o du verfluchter Gott!“

8.

Sie haben mich steinigen wollen in ihrem Zorn:
 „Gib Gosens Weiden uns wieder und Gosens Korn!
 Länger nicht wollen wir pilgern ins Jrgendwo.
 Größer ist doch kein Herrgott als Pharao!“

Gib uns die Götter wieder aus Ton und Lehm!
 Länger nicht wollen wir zittern vor Jrgendwem!
 Hunger und Durst gab die Freiheit genug uns schon;
 führ uns zurück in das Sattsein, zurück zur Fron.“

Wieder wie tausendmale bei Tag und Nacht
 haben sie heut' ihr Murren vor mich gebracht.
 Wandernde Wolke, die fernwärts gen Morgen flammt
 müde — müde — müde ward ich mein Amt.

Sie haben mich steinigen wollen, sprach Aaron: „Nein!
 Ohne Mose würden wir weglos sein.
 Denkt, wie bei wetterleuchtender weißer Nacht
 er durch das Schilfmeer uns Straßen zum Strand gemacht!“

Denkt, wie einst Manna und Wachteln nur sein Befehl
holte vom Himmel hernieder für Israel.

Wenn ihr ihn steinigt, gibt das den Tod euch all'n!"
Grollend ließen sie wieder die Steine fall'n.

Wie sie jetzt mürrisch stieren ums Feuer gehockt,
reut's mich fast selber, daß ich sie fortgelockt.
War auch ihr Gott ein Götzke voll Falsch und Feh!;
Gott der Wahrheit, nicht findet dich Israel!

Übscht bald das letzte Glimmen im Reifighauf,
zuckt ihre Stumpfheit in tierischem Taumel auf,
— bis wieder bleiernem Starrsinn ihr Jöhlen wich — —
Wahrlich, wahrlich, ich wollte, sie steinigten mich!

Wörterverzeichnis.

§ 12. Der Naturalismus.

(Fortsetzung.)

(Lk. 211—222.)

Detlev Baron von Siliencron.

Zivildienst, der — kodanlik teenistus
strotzen — pagisema (täis olema),
rõkkama (tervisest)
geläutert — puhastatud
Burschikose, das — pursilik olek
urwüchsig — algupärane
Gehalt, der — sisu, väärtus

Wer weiß wo?

Degenfnauf, der — mõõga ots

Heidebilder.

Prachtgeschmeide, das — tore ehe

Arno Holz.

Unterbrechung, die — takistus, kat-
kestus, vaheaeg

Johannes Schlaf.

Melancholie, die — kurvameelsus,
melanhoolia
bahnbrechend — teedrajav

So einer war auch Er!

grüne Revier, das — roheline piir-
kond (metsas)
Stier, der — härg

Meine Nachbarschaft.

Virtuose, der — virtuoos, meister-
kunstnik

Wimmern, das — kaebamine

Tränenflor, der — pisarate härm

Zentnerlast, die — suur raskus, tina-
raskus

§ 13. Symbolismus, Neuklassi- zismus und Expressionismus.

(Lk. 223—231.)

Zeitschrift, die — ajakiri

Hugo von Hofmannsthal.

Niedergang, der — allaminek
verschmerzen — kergemeelsuse läbi
kaotama

Beworrene, das — sasisolu
liefern — muretsema, kätte toime-
tama

Vorfrühling.

zerrüttete Haar, das — sasis juuks
Ampel, die — laelamp

Manche freilich.

Ruder, das — aer, mõla

Vid, das — silmalaug

Veier, die — kannel

Ernst Hardt.

Abendlied.

träufeln — tilgutama

zagen — kahtlema, arglema

Der Neuklassizismus.

vertreten (a, e) — esindama
Anlaß, der — põhjus
entlegen — kauge, eemalolev

Der Expressionismus.

überliefert — edasi antud, jutustatud

§ 14. Die Dichtung der letzten Jahrzehnte.

(Lk. 231—310.)

Richard Dehmel.

Förster, der — metsaülem
Versicherungsbeamte, der — kinnit-
usametnik
Kriegsfreiwillige, der — sõja-vaba-
tahtlik
Streben, das — edasipüüdmine,
püüe
Wildauffschäumende, das — metsi-
kult ülekeev
grübeln — juurdlema, pead murdma

Drückende Luft.

fahl — kahvatanud, valkjas, kollakas-
hall
schwül — lämmatav, raske
Glut, die — leek, kuumus, tuli
tastend — kobades
stumpf — tuim, nüri

Der Arbeitsmann.

Ähre, die — viljapea
wittern — haistma
gedeihen — kosuma, kasvama, si-
gima
Flüstern, das — sosistamine
Hain, der — puiestik, mets

**Prinz Emil von Schoenaich-
Carolath.**

Hain, der — põllupeenar

Börries von Münchhausen.

verhaßt sein — põlatud, vihatud
olema

Ballade vom Brennessel-
busch.

Nessel, die — nõges
verschlagen — sihist mõõda lõõma
Knick, der — murre, mõlk
Gesinde, das — teenijakond

Leo Sternberg.

fortsetzen — tegevust jätkama

Agnes Miegel.

gelegentlich — juhuslikult
übertragen auf — üle kandma
aus Herzensgrund, der — südame
põhjast

Ferdinand Avenarius.

Stimmungsbekennnis, das — mee-
olu avaldus

Sichtgestalten.

erhaben — ülev, kõrge
Bergängliche, das — kaduv

Caesar Fleischlen.

andeuten — mõista andma

Was müde macht!

verhärmt — murest kurnatud

Rainer Maria Rilke.

Widerstreit, der — kokkupõrkamine,
vastuvaidlemine
äußern — avaldama

Otto Ernst.**Ein Freudentag.**

verschwenden — raiskama, pillama
schmeißen — viskama, paiskama

Roman und Novelle.

Richtung, die — siht
abseits — eraldi, kõrval
Großbetrieb, der — suuräri

Wilhelm von Polenz.

Problem, das — otsustatav küsimus, probleem
 Unterhaltungsschriftsteller, der — vestekirjanik
 Beruf, der — kutse
 Institution, die — asutis
 Vernichtung, die — hävitamine
 Charakteranlage, die — iseloomujoon
 zugrunde gehen (i, a) — hukkuma, hävima
 durchdrungen sein — läbi imbunud olema
 übereinstimmen — kokku leppima, ühel nõul olema

Der Böttnerbauer.

breitspurig — jämedajooneline
 wüchtig — raske, kaaluv, tüse
 zwängen — sundima
 behindern — takistama
 straff — pingul
 widerhaarig — tõrges, vastaline
 wohlgenährt — hästi toidetud
 Gewandte, das — osavus, kärmas, nobedus
 vorteilhaft — kasulik
 ersichtlich — nähtav, selge
 sich vergewissern — enesele tõendusi muretsema
 Gemeinde, die — kogukond, kogudus
 Primel, die — esik
 alteingefessen — põliselt ühel kohal asuv
 schäbig — kulunud, närune
 entstellt sein — moonutatud olema
 Unterkinn, das — lõug
 Zahnücke, die — hamba- auk
 Hüfte, die — puus, ristluu
 schnunzeln — muigama, naeratama
 zulangen — ette võtma, ulatama
 sich eriparen — vaeva nägemisest loobuma, midagi enese kasuks tegemata jätma
 schnarthen — norskama
 Aufwachsfaß, das — pesuastja, nõu
 Stute, die — mära
 eigentümliche Kauz, der — veider, iseäralik inimene

eherne Notwendigkeit, die — tungiv tarvidus
 Urlaub, der — ametipuhkus
 Geleise, das — rööbas
 holperig — konarlik
 Rleeschlag, der — ristikkeina-pöld
 zweckmäßig — otstarbekohane
 Garbe, die — kubu, vihk
 Dreschmaschine, die — rehepeksu- masin
 Vorurteil, das — eelarvamine
 abstreifen — maha jätma
 einverleiben — ühendama, ühte liitma
 beschwichtigend — rahustav, vaigistav
 Faust ballen, die — kätt rusikasse tõmbama
 wohlweislich — targu, hästi, targasti
 Regulierung, die — reguleerimine, korraldamine
 umklanmern — ümbert kinni haarama
 Gehässigkeit, die — kiusakus, jonnakus
 Danwild, das — hirveliha
 Wildschadenersatzklage, die — jahisaagi kahjutasu nõudmise kaebus
 abschlägig bescheiden (ie, ie) — tagasilukkavalt otsustama
 Spind, das — kapp
 Vorsicht, die — ettevaatus
 Empfänger, der — vastuvõtja, saaja
 Inhaber, der — omanik
 Bargeld, das — puhtraha
 Gehälste, die — abielu-pool
 Fronddienst, der — teo-orjus
 Verfügungsrecht, das — tarvitamise õigus
 Tüchtigkeit, die — tublidus
 respektiert werden — austatama, lugu peetama
 Spanndienst, der — päevatöö hobusega
 Wohlstand, der — jõukus
 einbüßen — kaotama
 Zeiten der Hörigkeit, die (Plur.) — orjapõlve ajad
 Parzelle, die — maariba, krundi osa
 Valet sagen — jumalaga ütleva
 Gemeinfinn, der — ühistunne
 abhanden kommen (a, o) — kaotsi minema
 zugunsten — kellegi heaks

Versteigerung, die — oksjon
 ausgedehnt — avar, laiaulatuslik
 Feldmark, die — põllu piir
 Düngen — väetama
 Abzugsgaben, der — kraav vee
 äralaskmiseks
 Hagelschlag, der — rahekahju
 Viehseuche, die — loomakatk
 Bedenken, das — kahtlus
 überlegen lächeln — üleolevalt nae-
 ratama
 Detailsinkauf, der — jaoti- (väiksel
 arvul) sisseostmine
 Ausdrucksweise, die — väljendusviis
 Korpulenz, die — kehakus, lihavus
 Drehschemel, der — pöörlev pink
 mit spähendem Blicke — piilual
 pilgul
 verbindlich — siduv; lahkesti
 anstarren — otsa vahtima
 Staunen, das — imestus
 Kundschaft, die — kaubatarvitajad
 Zerren, das — rebimine, vintsuta-
 mine
 sein Herz ausschütten — südant
 välja puistama
 Hauptbeschwerntis, die — pearaskus,
 takistus
 Entrüstung, die — viha, paha meel
 Gläubiger, der — võlauskuja
 Erfolg, der — tagajärg
 Prozedur, die — tegevusviis, asja-
 käik
 zustande kommen (a, o) — korda,
 täide minema
 zaudern — viivitama, kõhklema
 Dünger, der — sõnnik, põlluramm
 gehört nicht in meine Branche — ei
 kuulu minu erialasse
 fündigen — üles ütlema
 redlich — aus, õiglane, tubli
 zu Gefallen — kellegi meele pärast
 Vorrichtung, die — ettevalmistus
 Erinsen, das — irvitamine
 Vermittlungsbureau, das — vahe-
 talituse-kontor
 Winkelgäſſchen, das — kõrvaline,
 põiktänav
 abgeschabt — ära kulunud
 Lederfauteuil, das — nahk-tugi-
 tool

verdrißlich — pahandav, tusane
 pleite machen — pankrotti tegema
 vom alten Schrot und Korn —
 vanast tüsedast tublist kannust
 tätscheln — patsutama
 Ablehnung, die — tagasilükkamine
 besuchen — niisutama
 unbeholfen — saamatu
 liebäugeln — silmi tegema, armsasti
 silmitsema
 sich um anderer Angelegenheiten küm-
 mern — teiste asjadesse segama
 Getreidekümme, der — viljast tehtud
 viin
 Versteckenspiel, das — peitemäng
 Hochgenuß, der — ülim lõbumaits-
 mine, nauding
 Andacht, die — palve, hädus
 vertilgen — hävitama
 Wimper, die — silmaripse
 in der Patſche sitzen lassen — ras-
 kesse seisukorda jätma
 Biedermann, der — ehtis, aus mees
 leutselig — sõbralik, lahke
 imponieren — aukartust äratama,
 suurt mõju avaldama
 verdußt — kohkunud, juhmunud
 Prophezeiung, die — ettekuulutus
 Niederträchtigkeit, die — nurjatus
 Pfändung, die — pantimine
 Strang, der — köis
 in der Klemme sitzen (a, e) — kitsikuses,
 kimbatuses olema
 Räpperschuld, die — väike võlg
 Schuppen, der — kuur, löövialune
 Sauche, die — virts
 Quarz, der — kohupiim
 gestatten — lubama, sallima
 wibeln — pilkavat nalja heitma
 Tulant — helde käega, rahaasjus
 helde
 sich aufdrängen — ennast peale
 sundima
 Gefälligkeit, die — vastutulelikkus
 Subſtation, die — kohtulik oksjon
 Überschwang, der — määratu rohkus
 viel Aufhebens machen — suurt
 kära sünnitama
 Rüdte, die — lünk, auk
 ausbrüten — välja hauduma
 Befessene, der — pöörane, hull

Strähne, die — juuksesalk
 Einsiedlerleben, das — üksiklase elu, erakelu
 wochen — koputama, tuksuma
 Fensterladen, der — aknaluuk
 barhäuptig — paljaspäine
 Esse, die — ääs, kolle
 bestätigen — kinnitama, tõendama
 wackelig — kõikuv, kindluseta
 Ziegelwand, die — telliskivi-sein
 ersehen — asendama
 sich anheischig machen — kohustuma
 millekski
 komfortabel — mõnus, mugav
 Ausmisten, das — sõnnikust puhastamine
 feilschen — tingima
 besichtigen — üle vaatama
 überflüssig — üleaarune
 Ziegelei, die — telliskivi-vabrik
 Melkschemel, der — lüpsipink
 gemächlich — tasane, aeglane
 tauen — närima
 in Brüten versinken (a, u) — sügavatesse mõtetesse vajuma
 västerung, die — laimus, teotus
 Heimlichkeit, die — salalikkus
 Auflehnung, die — vastupanu, mäss
 Verdrossenheit, die — tusasus, halb tuju
 Unverschämtheit, die — häbematus
 handelseinig werden — kokku leppima
 vertraulich — südamlük, tuttavlik
 Ansprüchen entsprechen (a, o) — nõudmistele vastama
 vorlieb nehmen (a, o) — leppima
 auf Knall und Fall fortmüssen — jalapealt minema pidama
 Anstandspflicht, die — viisakuse kohus
 sich in die Hausordnung fügen — maja korrale alluma
 Störung, die — rike, takistus, segamine
 verursachen — põhjustama
 Entgelt, der — tasu, maks
 eventuell — võimalikult
 verantwortungreich — vastutusrikas
 Bizewirt, der — ase-peremees
 Parterre, das — alumine maja kord

Versicherungsgesellschaft, die — kinnitusselts
 den Ausschlag geben — otsustama
 Bewerber, der — kohaotsija
 Anstrengung, die — pingutus
 Unerquickliche, das — mitte rõõmustav nähtus, ühe asja kurbloolus
 Aufseher, der — ülevaataja
 tagelõhnern — päeviti teenima
 erledigt — vakaks saanud
 Schmach, die — teotus, häbistus
 Abhängigkeit, die — sõltuvus
 im Stande halten (ie, a) — korras hoidma
 zu Gebote stehen (a, a) — käsutada olema
 sich schnäuzen — nuuskama
 zum Tische des Herrn — armulauale
 Feiertagsstaat, der — pühapäevarõivad
 Kommunion, die — armulual käimine
 Abendmahl, das — armulaud
 ehentlig — endine, muistne
 gaffen — vahtima
 schimpfiert — teotatud
 ledig — vaba
 Bürde, die — koorem
 Gespann, das — etterakendatud hobustega sõiduk
 Unfall, der — õnnetus, äpardus
 Muß, das — marjakeedis
 Peiniger, der — piinaja
 erwägen (o, o) — kaaluma
 Gezeter, das — kisa
 zappeln — siplema
 Quirl, der — mänd (männa), pööris
 fröfeln — külmavärinaid tundma
 würgen — kägistama
 sich's überlegen — järele mõtlema
 Beichte, die — pihtimine
 innehalten — seisatama, peatuma
 unbewußt — teadmata, teadvuseta
 Stachel, der — okas

Clara Viebig.

Kratergipfel, der — kraatri tipp
 Schlund, der — neel

Helene Böhlau.

Ausbildung, die — kujunemine

Ricarda Buch.

Begabung, die — vaimuane
eindrucksvoll — mõjuv, mõju avaldav
sich Bahn brechen (a, o) — enesele
teed rajama

Ankunft, die — päralejõudmine

Ankunft im Gades.

bernehmen (a, o) — kuulma, mär-
kama, tähele panema

Unerfätlich.

Überfluß, der — küllus, rohkus

Gustav Frenssen.

unablässig — järelejätmata

Hermann Löns.

menschlich nahe bringen (a, a) —
inimlikult lähedale viima

Inhaltsverzeichnis.

	Lk.		Lk.
Der Naturalismus (Fortsetzung)	211	Breslauer	236
Bilencron	211	Erinnerungen	236
Wer weiß wo?	213	Spittler	237
Der Blitzzug	213	Börries von Münchhausen	237
Aus der Kinderzeit	215	Abend am See	238
Heidebilder	215	Ballade vom Brennesselbusch	238
Falke	216	Sternberg	240
Aus dem Taft	216	Miegel	240
Holz	217	Berner	241
Schlaf	217	Mädchengebet	241
Die Sonne sank	218	Abenarius	241
In einem Garten	219	Lichtgestalten	241
„So einer war auch Er!“	219	Fleischlen	242
Meine Nachbarschaft	220	Rügen	242
Hoffnung	222	Was müde macht!	242
Regen	222	Kainer Maria Rilke	243
Spätherbst	222	Otto Ernst	243
		Ein Freudentag	243
Symbolismus, Neuklassizismus,			
Expressionismus	223	Roman und Novelle	244
George Stefan	223	Arztler	245
Aus den „Liedern von Traum und Tod“	224	Polenz	245
Hofmannsthal	226	Der Büttnerbauer	246
Vorfrühling	227	Viebig	303
Manche freilich	228	Böhlau	303
Dauthendey	229	Kurz	303
Hardt	229	Micarda Such	303
Abendlied	229	Ankunft im Hades	304
Paßkampf	231	Unerfättlich	305
		Frenssen	305
		Vöns	305
Die Dichtung der letzten Jahr-		Stratz	306
zehnte	231	Herzog	306
Dehmel	231	Holländer	306
Drückende Luft	233	Tobote	306
Der Arbeitsmann	234	Freiherr von Dmpteda	306
Prinz Emil von Schoenich- Carolath	235	Thomas Mann	307
		Heinrich Mann	308

	Lk.		Lk.
Kellermann	308	Lebensregel	337
Wassermann	309	Helene v. Engelhardt-Schnel-	
Bonsels	309	lenstein	337
Eulenberg	310	Nach manchem Jahr	338
Baltische Dichtung	311	Australien	338
Die deutsche Dichtung in den		Emil von Grotthuß	340
 baltischen Landen	311	Sturm	340
Sibländische Reimchronik	312	Das Sträußlein aus Moos	340
Revaler Totentanz	312	Rudolf Seuberlich	341
Seelmann	312	Vom alten Wuchziger	341
Andreas Knopfen	313	Theodor Pantenius	342
Burchard Waldis	313	Ed. Graf Kayserling	344
Klagelied eines estn. Bauern	313	Christoph Mickwitz	344
Reiner Brockmann	313	An der Steinbrücke in Dorpat	345
Jacob Benz	314	Um Nichts	346
Abschiedsode	316	Mutterliebe	347
Elisa von der Recke	316	Hans Schmidt	348
Die Abendröte	317	Hirtenweise	348
Carl Petersen	318	Mondnacht	349
Die Wiege	319	Karl Hunnius	350
Kasimir Böhlerdorff	321	Friedhofsfrühling	350
Einsamkeit	321	Johannes Baron Maydell	351
Baltische Dichtung des XIX u.		Ich saß in trüben Gedanken	351
 XX Jahrhunderts	322	Ritterschlag	351
Jakob Malm	322	Leopold von Schröder	351
Die Oberpäpliche Freundschaft	322	Roit und Amarik	352
Alexis Adolphi	326	Alexander von Mengden	354
Ich suchte und ich fand	326	Sommernorgen	354
Heimat	328	Dürres Blatt	354
Karl von Stern	328	Frank Thieß	355
Alpenglücken	329	Werner Bergegrün	355
Coeur ist Trumpf	329	Valerian Tornius	355
Graf Rehlinger	330	Monika von Hunnius	356
Der alte Fischer	331	Herbert von Hörner	356
Der Narr	331	Elfriede Skalberg	356
Finis	332	Gertrud von der Brinken	356
Ein Schrei	333	Sonne	356
Karl von Firkas	334	Im Armenstift	357
O, Frühling	334	Rose	358
Der Körper ist ein Lebemann	335	Worte aus der Wüste	358
Ich wollt', ich könnt' Dein		Wüstengrab	359
Herz belauschen	335	Wörterverzeichnis	362
Viktor von Andrejanoff	336	Inhaltsverzeichnis	368
Am Meer	336	Quellenangabe	370
		Berichtigung	370

Quellenangabe.

Literaturgeschichtsbücher von

- A. Biese
- A. Gentschel und R. Linke
- G. Kluge
- R. König
- R. Martens
- W. Dehllé
- R. Niemann
- G. Röhl
- J. Schilling
- E. Schulze
- D. Walzel.

Baltisches Dichterbuch von Freiherrn v. Grotthuß.

Baltische Dichtungen von Freifrau v. Staël-Holstein.

Aufzeichnungen meines Großvaters Christoph Eichenberg.

Verschiedene Gedichtsammlungen.

Berichtigung.

Seite 211. § 12. Der Naturalismus (4. Zeile): Detlev
v. Viliencron, . . .
